

Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem
Universitätsarchiv Giessen 47

GEORG EDWARD ZU EHREN

**Ausstellung der Universitätsbibliothek Giessen
zum 125. Geburtstag des Poeten
am 13. Dezember 1994**

* * *

**Vorträge -- Katalog
Editionen -- Kommentare -- Nachträge
Ergänzungen**

**Wolfgang G. Bayerer
Brigitte Hauschild**

**Giessen
1996**

ISSN 0935-3410

Fotodruck und Einband Universitätsbibliothek Giessen

W.G.Bayerer / B.Hauschild: GEORG EDWARD ZU EHREN



Porträtphoto 1965

Vorwort

Am 13. Dezember 1994 wäre Georg Edward 125 Jahre alt geworden. Die Universitätsbibliothek Giessen, die den Hauptteil des literarischen Nachlasses dieses Giessener Poeten verwahrt, nahm sein Jubiläum zum Anlass, in einer repräsentativen Ausstellung dem interessierten Publikum einen Eindruck vom Schaffen Georg Edwards zu vermitteln. Aus der Fülle von 5 Regalmetern Nachlassmaterial wurden geeignete Exponate ausgewählt und kommentiert. Die Bearbeiter des Nachlasses, zugleich Initiatoren der Ausstellung, würdigten in ihren Vorträgen anlässlich der Eröffnung das abenteuerliche, lange Leben und umfangreiche Werk Edwards.

Die "kleine, aber feine Ausstellung" war nach dem Urteil der Presse ein voller Erfolg. Auf vielfachen Wunsch veröffentlichen wir die einleitenden Vorträge, denen wir kleinere autobiographische Arbeiten Georg Edwards sowie einige seiner Gedichte beifügen. Photographien und Faksimiles aus Handschriften dürften willkommene Zugaben sein.

Im Zusammenhange mit der Ausstellung konnten der Universitätsbibliothek Giessen weitere Edwardiana zugeführt werden. Diese Anreicherungen des Nachlasses, für die wir den Gebern Dank sagen, werden in einem hier beigefügten Nachtrag zu dem 1991 in dieser Reihe veröffentlichten "Findbuch zum Nachlass des Giessener Poeten Professor Georg Edward (1869 - 1969)" verzeichnet.



Exlibris Georg Edward

Inhaltsverzeichnis

- 002 Porträtphoto Georg Edward 1965
- 003 Titelblatt
- 005 Vorwort
- 006 Exlibris Georg Edward
- 007 Inhaltsverzeichnis
- 009 Wolfgang G. Bayerer: Leben, Werk und Persönlichkeit des Giessener
 Poeten Professor Georg Edward
- 025 Brigitte Hauschild: Zur literarischen Würdigung des Poeten Georg Ed-
 ward -- (029 Photo Georg Edwards an seinem 30. Geburtstag,
 030 Gedicht-Faksimile "Des Friedens Land", 031 Faksimile von
 Stefan Georges Druckbearbeitung von Edwards Gedicht) --
- 047 Wolfgang G. Bayerer: Bemerkungen zu einigen Exponaten
- 054 Porträt-Photo des vierzigjährigen Georg Edward mit Gedicht- Faksimi-
 le "So sah ich aus , als ich noch jünger war..."
- 055 Georg Edward: Wer ist wer ?
- 058 Porträtphoto des fünfzehnjährigen Dichters
- 059 Georg Edward: Die ersten zwanzig Jahre meines Lebens
- 133 Georg Edward: Eine amerikanische methodistische Universität --
 (134 Porträt-Photo "University-Professor with cap and gown")
- 144 Photo Georg Edward (hintere Reihe, Mitte) 1904 mit deutschen und
 amerikanischen Professoren-Kollegen (dabei James Taft
 Hatfield, vordere Reihe ganz rechts)
- 145 Georg Edward: Die Bibliothek eines Millionärs
- 152 Tagebuch-Faksimile 1920 / 1948 "... nur ich stehe wie ein Stefan
 Georgescher Idiot da."
- 153 Georg Edward: Auf der Suche nach verlorenen Hessen
- 163 Georg Edward: Vortrag über das Alter und den Zufall -- Was
 bedeutete der Zufall in meinem langen Leben ?
- 170 Porträtphoto des 98-jährigen Poeten

- 171 Poetisches Florilegium. Eine Auswahl vermischter Gedichte Georg
Edwards -- (233 Gedicht-Faksimile "Tod und Leben") --
- 237 Gedicht-Faksimile "Im hundertsten Lebensjahr"
- 238 Gedicht-Faksimile "Tägliches Gebet"
- 239 Georg Edward: Professor Amos und das Miniröckchen
- 242 Gedicht-Faksimile "Post festum"
- 243 Photo 1932 Georg Edward mit gechartertem Privatflugzeug
- 244 Tagebuch-Faksimile 1932 / 1948 mit Bericht über den Tod von
Alfred Bock
- 245 Nachträge zum Findbuch Georg Edward
- 252 Photo G. Edward 10.05.1969 u. Todesanzeige 16.07.1969
- 253 Wolfgang G. Bayerer: Anmerkungen und Ergänzungen
- 273 Nachtrag
- 275 Personen- und Gruppenregister

Wolfgang G. Bayerer

Leben, Werk und Persönlichkeit des Giessener Poeten

Professor Georg Edward

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich begrüße Sie herzlich zur Eröffnung der Ausstellung, die wir anlässlich des einhundertfünfundzwanzigsten Geburtstages des Giessener Poeten Georg Edward hier in der Universitätsbibliothek Giessen veranstalten.

Georg Edward wurde am 13. Dezember 1869 als Georg Daniel Eduard August Andreas Geilfus nachts um zwei Uhr im Hause seiner Eltern in der Giessener Marktstrasse geboren. Sein Vater war der examinierte Apotheker und Chemiker Theodor Geilfus (1842 - 1931), der einen Holz- und Baustoffe-Grosshandel betrieb. Die Mutter, Auguste Geilfus, geb. Thorwart (1846 - 1875), verstarb bei der Geburt des jüngsten der drei Geschwister Georg Edwards. Die halbverwaisten Kinder wurden deshalb im Hause des Vaters von einer Tante grossgezogen. Die Vorfahren Georg Edwards waren überwiegend Pastoren, Juristen, Kaufleute und Landwirte, die aus dem Giessener, Darmstädter und Herborner Raum stammten; schmunzelnd pflegte Georg Edward zu erwähnen, dass auch ein oberhessischer Baron aus dem Ohmtal zu seinen Ahnen gehören solle.

Verwandschaftliche Beziehungen zu der Giessener Industriellenfamilie Gail, die durch enge Kontakte beider Familien besonders gepflegt wurden, liessen Georg Edward in grossbürgerlichem Milieu heranwachsen. So sah er schon als Knabe an der Landesuniversität Giessen studierende hessische Prinzen auf gesellschaftlichen Empfängen im Hause Gail und lernte etwas später auch den Erbgrossherzog Ernst Ludwig beim Klavierspiel mit Damen der Familie persönlich kennen. Vornehmheit und gesellschaftlicher Schliff, die ihm auf diese Weise wie selbstverständlich zuwuchsen, haben Georg Edward zeitlebens ausgezeichnet.

Georg Edward besuchte die Gymnasien in Giessen und Mainz. Für die väterlichen Handelsgeschäfte brachte er nicht das geringste Interesse auf. Aber bereits als Gymnasiast vertiefte er sich in poetische Versuche. Mit einigen Schulfreunden gründete er, sehr zum Ärger seines Giessener Gymnasialdirektors, einen literarischen Zirkel; hier wurden eigene und fremde Gedichte, Kurzgeschichten, Aufsätze und Vorträge vorgelesen und kritisch erörtert. Dieser Schülerklub liess sogar zwei selbst gefertigte Zeitschriften intern kursieren: Für humoristische Beiträge "Die gebildete Kaffeeschwester", für ernstere Themen "Der Kunstfreund, litterarische Blätter". Da der etwas tyrannische Schuldirektor diese Aktivitäten der jungen Leute verdächtigte, lud Georg Edward zwei Referendare zur Teilnahme ein, die anlässlich einer Sitzung von Schwester und Cousine eines Schulkameraden mit Kaffee und belegten Brötchen verwöhnt wurden und den misstrauischen Schultyrannen beschwichtigen sollten. Doch wegen seiner ausserschulischen literarischen Studien und seiner Freude am Dichten wurde Georg Edward immer wieder in törichter Weise von seinem Klassenlehrer gehänselt, oft auch beleidigt und ungerecht behandelt. Es kam schliesslich zum Eklat, der Vater nahm Georg Edward daraufhin aus dem Giessener Gymnasium und schickte ihn, nach mehrwöchigem Erholungsaufenthalt im Odenwald, auf ein Mainzer Gymnasium mit angegliedertem Internat, dem ein Corpsbruder vorstand. Hier nun durfte Georg Edward glücklichere Gymnasialjahre erleben, zumal die Mainzer Lehrerschaft seine dichterischen Interessen und Versuche wohlwollend unterstützte. Ob er das Abitur erwarb oder bereits mit der Prima-reife abging, wissen wir nicht.

Georg Edwards erste grosse Liebe, eine junge Engländerin, mit der er fast sieben Jahre lang innig verbunden war, vermittelte ihm frühzeitig ausgezeichnete englische Sprachkenntnisse und führte ihn in die Literatur ihrer Heimat ein. Mit Eifer widmete er sich dem Studium der grossen englischen und schottischen Balladendichtung, fertigte Übersetzungen an, schuf Nachdichtungen und Umdichtungen. Die in Percys Balladensammlung "Reliques of Ancient English Poetry" enthaltene schottische Ballade "Edward, Edward" (die schon Herder, Heine und Graf Platen übersetzt hatten) beeindruckte ihn so sehr, dass er seinen eigenen dritten Vornamen anglisierte und sich fortan, zunächst inoffiziell, Georg Edward nannte.

Historische und literaturgeschichtliche Quellenstudien zur deutschen, englischen und französischen Poesie, die er autodidaktisch betrieb, füllten sein Le-

ben fast vollständig aus. Daneben pflegte er weiterhin seine lyrischen Versuche, seiner Geliebten widmete er manches Gedicht.

"Ein letztes Lied" war das erste Gedicht, das der blutjunge Poet im Drei-Kaiser-Jahr 1888 in der Darmstädter Zeitschrift "Phoenix" veröffentlichte. Nachdem der Bann gebrochen war, publizierte Georg Edward in rascher Folge sorgfältig ausgewählte Proben seiner Poesie (zunächst noch unter seinem bürgerlichen Namen Georg Geilfus, dann als Georg E. Geilfus, schliesslich unter dem Künstlernamen Georg Edward). Befreundete Schauspieler trugen seine Dichtungen an öffentlichen Rezensionsabenden in Giessen, Frankfurt am Main und Dresden vor. Das brachte Georg Edward erste öffentliche Anerkennung, aber auch herbe Kritik ein.

Neben seinen ausgedehnten literaturwissenschaftlichen Studien, vornehmlich autodidaktisch in der alten Giessener Universitätsbibliothek am Brandplatz betrieben, hörte Georg Edward gelegentlich als Gasthörer Vorlesungen an der Ludwigs-Universität. Ohne sich in der Themenwahl einzuschränken, gestattete er sich ein studium generale nach eigenem Gutdünken, dem sein Vater nur mit Murren zusehen konnte. Sein Geld legte er in Büchern an und hatte sich schon frühzeitig eine beachtliche private Gelehrtenbibliothek geschaffen, die er durch Stöberfunde vom elterlichen Dachboden anzureichern wusste.

In diesen frühen Jahren erarbeitete Georg Edward sich eine solide Basis für sein späteres Wirken. Der nähere Umgang mit dem Giessener Schriftsteller Alfred Bock, die Bekanntschaft mit den Schriftstellerkollegen Franz Evers, Carl Busse und Karl Emil Franzos, vor allem aber die intensive Freundschaft mit dem in Giessen studierenden Darmstädter Dichter Dr. Karl Wolfskehl, dessen Beziehungen zu Stefan George er in die Wege leitete, bereicherten das Leben Georg Edwards ungemein. Er wurde in weiteren Kreisen bekannt durch das in Dresden erscheinende "Magazin für die Litteratur" und die von seinem Freunde Evers in Goslar (später Augsburg) herausgegebene Zeitschrift "Litterarische Blätter", die viele seiner lyrischen Gedichte und Balladen-Umdichtungen veröffentlichten. Die Anthologie "Symphonie" (1892) gab er mit heraus und war auch selbst stark darin vertreten. Es erfüllte Georg Edward lebenslang mit Stolz, dass er auch in der Zeitschrift "Deutsche Dichtung", die Conrad Ferdinand Meyer, Theodor Storm, Paul Heyse, Theodor Fontane und viele andere gefeierte Dichter zu ihren Autoren zählte, schon als Jüngling publizieren durfte. Im Sommer

1891 kam Stefan George zum Besuch bei Georg Edward nach Giessen und lud ihn zur 'Mitarbeit an seiner berühmten Zeitschrift "Blätter für die Kunst" ein. Durch die Veröffentlichung einiger seiner Gedichte in Georges Zeitschrift, die Stefan George ohne Absprache mit Georg Edward durch Kürzung und formale Eingriffe diesem Ambiente angepasst hatte, erwarb sich Georg Edward das ihm äusserst lästige Etikett, ein Freund und Jünger Georges zu sein, das er trotz drastischer Proteste nie mehr los wurde.

Die theoretischen Literaturstudien nahm Georg Edward sehr ernst, ohne ahnen zu können, welche Bedeutung dieses Wissen schon bald für ihn haben sollte. Sein Aufsatz in der Literaturbeilage der "Frankfurter Zeitung" über "Die altschottischen Volksballaden", mit Übersetzungsbeispielen, erregte weithin Aufmerksamkeit. In der Literaturbeilage der "Münchener Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte er in Folgen ein "Portrait des dänischen Dichters Jens Peter Jacobsen", über dessen literarisches Gesamtwerk bis dahin im deutschen Sprachraum noch keine Darstellung vorlag; diese Studie erregte sogar in Amerika Aufsehen, wie Georg Edward wenig später zu seiner Überraschung erfuhr. Seine literaturgeschichtlichen und theoretischen frühen Arbeiten fielen durch ihre klare, präzise, ungekünstelte Sprache auf, ein Schreibstil, dem sich Georg Edward zwar zeitlebens verpflichtet wusste und den er für sich erhalten und kultivieren wollte, dem er aber in seinem späteren erzählerischen Werk nicht mehr gerecht wurde. Die literaturgeschichtlichen frühen Arbeiten heben sich jedenfalls wohltuend ab von der manierten Schreibweise vieler seiner Zeitgenossen.

Auf Wunsch des Oberbibliothekars Prof. Dr. Hermann Haupt, dem er oft zur Hand gegangen war, trat Georg Edward am 01.01.1893 als Volontär in die Universitätsbibliothek Giessen ein -- doch schon am 28.01.1893 reiste er überstürzt aus Giessen ab, da sein Vater ihn mit Hilfe eines Rechtsanwalts aus dem Hause gewiesen hatte. Damit endete ein Lebensabschnitt, über den Georg Edward in seiner kleinen biographischen Studie "Die ersten zwanzig Jahre meines Lebens" als alter Mann humorvoll und witzig berichtet hat; aber diese heitere Gelassenheit aus der Sicht des Alters war ihm natürlich in der Jugendzeit noch nicht zu eigen. Denn nimmt man seine Tagebücher aus jener Zeit zu Hand, gewinnt man ein ganz anderes Bild.

Nach vergeblichen Versuchen, eine adäquate Beschäftigung zu finden, eröffnete sich für Georg Edward durch Vermittlung seiner Frankfurter Freunde die

Möglichkeit, für deutsche und schweizerische Zeitungen über die Weltausstellung in Chicago zu berichten. Am 20.05.1893 kehrte er Europa den Rücken und landete mit dem Dampfer "Westernland" elf Tage später in New York an. Da er Verwandte in Chicago hatte, verlief der Start in der Neuen Welt problemlos. Georg Edward, wie er sich nun auch im Privatleben nannte, lebte zunächst in dem Vorort Rogers Park, dann in der Satellitenstadt Evanston am Michigan-See. Tausende von Korrespondentenberichten über die grosse Weltausstellung, aber auch über das bürgerliche Leben in Nordamerika und Kanada, über soziale Probleme der Grossstadt Chicago, über die Negerfrage, das Indianerproblem, das explosive multikulturelle Völkergemisch und anderes, sicherten ihm einen grosszügigen Lebensstil. Durch enge Beziehungen zum deutschen Konsulat in Chicago lernte er einflussreiche Kreise kennen. Über anderthalb Jahrzehnte hin lieferte Georg Edward regelmässige Korrespondentenberichte, die vornehmlich in der "Bremischen Weserzeitung", den "Hamburgischen Nachrichten" und der "Neuen Zürcher Zeitung", aber auch in anderen Blättern erschienen und häufig sogar als Leitartikel plaziert waren. Georg Edward gefiel das Leben in Chicago so gut, dass er seinen stets nur als Provisorium gedachten Aufenthalt Jahr um Jahr verlängerte, auch als die grosse Weltausstellung und deren Ausklänge längst vorbei waren.

Zwar nur als Broterwerb, später dann als Zusatzeinnahme erarbeitet, sind viele dieser Zeitungsartikel auch heute noch von Interesse. Neben seinen Korrespondentenberichten für europäische Zeitungen verfasste Georg Edward auch viele Artikel über Deutschland und die deutschen Verhältnisse für die Zeitungen der Deutsch-Amerikaner und für die eigentliche amerikanische Presse. Besonders, als später der 1. Weltkrieg wütete, versuchte er energisch, die deutschen Interessen publizistisch zu vertreten, und zwar noch zu Zeiten, da es in einigen der Vereinigten Staaten eingewanderten deutschstämmigen Familien per Regierungsdekret verboten war, sich in den eigenen vier Wänden ihrer Muttersprache zu bedienen, und da mit Zuchthaus bestraft wurde, wer öffentlich Deutsch sprach, da viele deutschstämmige Amerikaner ihrer blossen Herkunft wegen über Jahre hin in Konzentrationslagern inhaftiert wurden, da deutsche Kirchen brannten und deutsche Geschäfte geplündert wurden. Über diese unwürdigen Zustände finden sich auch viele Aufzeichnungen in den Tagebüchern von Georg Edward und in seiner grossen, spät niedergelegten fragmentarischen Autobiographie "Bilanz eines Lebens".

Während dieser Korrespondentenjahre arbeitete Georg Edward, seiner Neigung gemäss, stetig an seinen Dichtungen weiter. Auch von Chicago aus publizierte er weiterhin in deutschen literarischen Zeitschriften. Im Sommer 1897 liess er in Leipzig seine "Balladen und Lieder" erscheinen, die günstig aufgenommen wurden. Bereits 1903 konnte in Berlin eine 2. erweiterte Auflage herausgegeben werden -- freilich hatte Georg Edward zuvor erhebliche Bestände der 1. Auflage selbst aufgekauft.

Mit Eifer und grossem Interesse betrieb der junge Zeitungskorrespondent Georg Edward auch seine literaturgeschichtlichen Studien weiter. Bei kulturellen Institutionen in Chicago hielt er zahlreiche Vorträge, z.B. über Shakespeare, Goethe, Schiller, Heine, Fontane und andere anspruchsvolle Themen; einiges davon ist erhalten geblieben, über anderes liegen Berichte vor. Zum Schicksal wurde bei solchem Anlass die Begegnung Georg Edwards mit Professor Dr. James Taft Hatfield, dem leitenden Literaturwissenschaftler des German Department der Northwestern University Evanston, Illinois, am 06.10.1894. Beide Herren verstanden sich auf Anhieb ganz vorzüglich, Professor Hatfield suchte Georg Edward bald häufiger auf, um konzipierte Arbeiten zur deutschen Literaturgeschichte oder seine Kollegvorbereitungen mit ihm zu besprechen. In der Folge wurde Georg Edward von Professor Hatfield auch immer öfter an die Northwestern University zu eigenen literarhistorischen Vorträgen eingeladen. Als ihm angeboten wurde, einen mitten im Semester erkrankten Professor zu vertreten, der kurz darauf verstarb, bewährte er sich in Kolleg und Seminar und schliesslich auch im Abhalten von Prüfungen so gut, dass die Universität ihn als Dozenten für deutsche Sprache und Literatur fest anstellte. Seit dem 19.03.1900 hielt Georg Edward regelmässig Vorlesungen, am 07.03.1901 wurde er zum Professor ernannt. Seine Tätigkeit als akademischer Lehrer war sehr erfolgreich; das sprach sich schnell herum, bereits am 19.09.1903 erhielt er einen Ruf als Professor an die Cornell University in Ithaca, N.Y., den er jedoch ablehnte. Denn Georg Edward wollte lieber in der schönen Gartenstadt Evanston am Michigan-See und bei seinen Freunden im German Department der Northwestern University bleiben, wollte lieber in der unmittelbaren Nachbarschaft des zwar abstossend hässlichen, aber kulturell hochinteressanten Chicago leben. Daher lehnte er auch noch weitere Berufungen ab, die ihn erreichten. Seit Beginn des Jahres 1909 versah er jedoch nebenher für mehrere Jahre eine Gastprofessur an der University of Virginia in Charlottesville. Anlässlich der

Jahrhundertfeier für Edgar Allan Poe hielt Georg Edward dort einen Vortrag über "Poes Verhältnis zur deutschen Literatur", für den ihm die virginische Staatsuniversität die Edgar Allan Poe- Medaille verlieh und der Aufnahme fand (in Englisch) im "Book of the Poe Centenary, University of Virginia, 1909."

Da Georg Edward schon seit Jahren diesen Künstlernamen auch im bürgerlichen Leben führte, zwar in Nordamerika lebte, aber die deutsche Staatsangehörigkeit nicht aufzugeben beabsichtigte, richtete er am 16.06.1903 ein Gesuch an den Grossherzog von Hessen wegen Änderung seines Namens Georg Daniel Eduard August Andreas Geilfus in Georg Edward. Durch Erlass vom 05.10.1903 verfügte der Grossherzog als zuständiger Landesherr, dass der in Chicago lebende Giessener Bürger Georg Geilfus fortan rechtswirksam den Namen Georg Edward als neuen Familiennamen zu führen habe. Diese offizielle Namensänderung wurde im Hessischen Regierungs-Amtsblatt und in der Giessener Presse mitgeteilt, eine Änderung der hinterlegten Reisepapiere erfolgte beim Konsulat des Deutschen Reiches in Chicago, wo über jeden erfassbaren deutschen Staatsbürger, der im Bereich der Zuständigkeit des Konsulats lebte, neben der Konsulats-Matrikel eine besondere Akte geführt wurde.

Die Lehrtätigkeit an der Northwestern University füllte Georg Edward voll aus. Seine poetischen Arbeiten mussten zurücktreten hinter die Aufgaben des Literaturwissenschaftlers, aber gelegentlich machte er sich doch in Gedichten Luft. Georg Edward nutzte seine freie Zeit zu weiten Reisen in der Neuen Welt, hatte Freunde und Freundinnen, verkehrte in Künstler-, Gelehrten- und Diplomatenkreisen. Am 22.06.1910 lernte er an der Staatsuniversität von Virginien die hübsche Studentin und begabte Pianistin Lillie A.M. Borneman aus Wilmington in North Carolina kennen und verliebte sich sofort in sie. Lillie war am 07.12.1886 geboren, also fast auf den Tag genau 17 Jahre jünger als er. Am 28.12.1910 heirateten beide in Wilmington. Die Hochzeitsreise führte nach Europa, wo der nicht mehr ganz junge Professor seine blutjunge Gattin der Familie in Giessen vorstellte. Hübsche Legenden ranken sich um diesen Besuch, so sollen beispielsweise Georg Edwards Schwester und seine Frau Lillie in den Trachten hessischer Bauernmädchen auf dem Seltersweg mehrfach an ihm vorbeiflaniert sein, ohne dass der Poet und Professor sie erkannte.

Besichtigungsreisen in Deutschland führten in München zur Wiederbegegnung mit Karl Wolfskehl, mit dem Georg Edward auch weiterhin in enger

Freundschaft verbunden blieb, während eine Wiederbegegnung mit Stefan George sehr frostig verlief und die absolute Entfremdung beider nur bestätigte. Das fand einen wenig schmeichelhaften Niederschlag in Georg Edwards Tagebuch. Nach einer prunkvollen Kaiserparade in Mainz, die seiner jungen amerikanischen Gattin gewaltig imponierte, kehrte das Paar im Herbst 1911 in die Vereinigten Staaten zurück.

Die Ehe verlief zunächst harmonisch, aber bald schon ging Lillie ihre eigenen Wege. Sie kränkelte häufig und zeigte sich sehr unzufrieden mit dem Leben ihres Gatten als Universitätsprofessor. Die Amtspflichten kosteten zuviel Zeit, und das Professorengelohnte erschien Lillie als zu gering für ihre Ansprüche.

Trotz zunehmender Deutscheindlichkeit in Nordamerika, die er bereits vor der Jahrhundertwende erkannte und in seinen Tagebüchern immer wieder gewissenhaft dokumentierte, konnte Georg Edward seine Tätigkeit an der Universität zunächst noch ungehindert fortsetzen, selbst als während des I. Weltkrieges deutsche Kultureinrichtungen zunehmend boykottiert wurden, als nach der Kriegserklärung Amerikas an das Deutsche Reich die oftmals rabiate Verfolgung der Deutschstämmigen einsetzte und sogar deutsche Kirchen geplündert und niedergebrannt wurden. Man hielt ihn lange Zeit für einen Engländer mit französischem Einschlag. Erst als amerikanische Frauenverbände ihn bei den Trustees der Universität denunzierten und eine giftige, hysterisch anmutende Pressekampagne gegen ihn anzettelten, konnte auch der freundschaftlich wohlgesonnene Professor Hatfield ihn nicht mehr halten; am 29.04.1918 erhielt Georg Edward sein Entlassungsschreiben als Universitätsprofessor zum 30.08.1918. Fast ein Jahr lang lebte Georg Edward nun mit Lillie bei seinen Schwiegereltern auf einer grossen Farm in Wilmington. Obwohl er an Malaria erkrankte, arbeitete er an einem Roman: "Die Insel Antillia"; es war die erste grössere Erzählung des mittlerweile Fünfzigjährigen. Bei den "Hamburger Nachrichten" erschien dieser "Sommer-Roman" im Spätjahr 1923 in 25 Fortsetzungen. Bereits diese Arbeit nimmt die Gestaltungsweise seiner späteren Karibik-Romane und exotischen Erzählungen vorweg. Unverdrossen arbeitete Georg Edward auch an seinen Gedichten weiter, wie die grosse Sammlung "Späne aus meiner Werkstatt" bezeugt.

Nach Evanston zurückgekehrt, lehnte Georg Edward die ihm von Hatfield angetragene Wiederaufnahme seiner ehemaligen Professur ab -- zu sehr hatten

ihn die (im Tagebuch minutiös festgehaltenen) entwürdigenden Umstände seiner Entlassung gekränkt. Doch fand er sich zu gelegentlichen Vorträgen an der Northwestern University bereit. Am 28.06.1921 übernahm Georg Edward die Leitung der William Smith Mason'schen Benjamin Franklin-Bibliothek in Evanston. Bei dreifachem Professorengehalt konnte er sich weitgehend seiner poetischen Muse widmen, fuhr zu Auktionen, verwaltete und vermehrte die grosse Autographensammlung des Multimillionärs Mason, leitete und förderte tatkräftig die wissenschaftliche Erschliessung dieser grossen Spezialbibliothek.

Die wissenschaftlich-bibliothekarischen Aktivitäten befriedigten Georg Edward ebenso wie früher seine akademische Lehrtätigkeit. Aber seine Frau Lillie bereitete ihm zunehmend Kummer; oft irrte er vereinsamt und traurig durch die nächtlichen Strassen von Evanston oder Chicago, während die Gattin sich irgendwo in ihrem eigenen weiten Bekanntenkreis amüsierte. Da sie noch so jung war und oft kränkelte, glaubte er ihr alle Freiheiten zugestehen zu müssen. Bald jedoch stellte sich heraus, dass Lillie an Multipler Sklerose litt, die ihren Körper fortschreitend lähmte, bis sie sich zuletzt überhaupt nicht mehr bewegen konnte. Nach Wilmington zurückgebracht, erlag Georg Edwards Frau am 10.09.1928 ihrem schweren Leiden. Zutiefst verzweifelt liess er sie unter einem riesigen Rosenhügel bestatten. Professor Hatfield in Evanston leistete ihm in treuer Freundschaft Beistand in diesen traurigen und schweren Tagen.

Das Erscheinen seines zweiten Karibik-Romans "Passatwind", den Georg Edward im Oktober 1928 in München publizieren liess, hatte Lillie nicht mehr erlebt. Eine englische Fassung, die den heftigen Unwillen des Verfassers erregte, erschien 1929 als "Naked Island" in New York, übersetzt von Arthur J. Ashton. Anlässlich der Präsentation dieses Romans in einer führenden Buchhandlung von Chicago lernte Georg Edward eine junge Dame aus Deutschland kennen, Ingeborg Söderström, mit der ihn bald eine innige Freundschaft verband, sodass er allmählich sein seelisches Gleichgewicht wiederfinden konnte. Mit Ingeborg verlebte Georg Edward einige glückliche Monate, da er aber auf ihr wiederholtes Angebot einer Eheschliessung nicht einzugehen beabsichtigte, kehrte die junge Freundin schliesslich enttäuscht im Mai 1930 nach Deutschland zurück, um ihren ehemaligen Verlobten zu heiraten, vor dem sie nach Amerika geflohen war.

Abermals zutiefst verstimmt und traurig, verkehrte Georg Edward mehr und mehr in Varieté-Kreisen. Besonders befreundet war er mit Geraldine, einer bildhübschen Kreolin, die als Tänzerin in einem gepflegten Nachtclub auftrat. Erfahrungen, die er hier sammelte, sollten noch Jahrzehnte später ihren Niederschlag in seinen Erzählungen finden. In dieser Zeit suchte er auch wieder engeren Kontakt zu seinen ehemaligen Fakultätskollegen von der Northwestern University. Doch als William S. Mason seine Benjamin Franklin Library der Yale University in New Haven stiftete und Georg Edward somit abermals einen sehr geliebten Arbeitsplatz verlor, hielt ihn trotz verlockender Angebote nichts mehr in Amerika. Am 30.04.1931 verliess er Chicago, das ihm in beinahe vier Jahrzehnten zur zweiten Heimat geworden war. Er buchte eine Passage auf der "Europa", landete am 08.05.1931 in Bremerhaven an, besuchte Ingeborg in Berlin und traf am 29. Mai wieder in Giessen ein. Niemand erkannte ihn, nicht einmal sein eigener Vater.

Wie sehr die Jahre in Amerika Georg Edward zugesetzt hatten, zeigen seine Tagebücher, die Freuden und Leiden seines Lebens festhielten. Von grossem Interesse sind seine Notizen über die Innen- und Aussenpolitik der Vereinigten Staaten und über die kulturpolitische Situation an der methodistischen Stiftung Northwestern University, über den Aufbau und das Heranwuchern der riesigen Stadt Chicago, die sich während der Jahrzehnte seines Aufenthalts ja noch in einem frühen Entwicklungsstadium befand, über die zögernden Anfänge eines modernen Strassenverkehrs, aber auch über die Auswüchse rassenpolitischer Hysterie, über die in weiten Gebieten der Vereinigten Staaten noch praktizierte Lynchjustiz gegenüber Negern, über die Vielfalt der Rassen und der sozialen Schichtungen, die in der Grossstadt Chicago aufeinanderprallten, über menschliche Eigentümlichkeiten, Stärken und Schwächen, über Tragisches und Lächerliches im Alltag usw. -- Stoffe, Themen und Motive, die ihn noch für Jahrzehnte beschäftigen sollten und ihren Niederschlag in zahlreichen kleineren und einigen grösseren Schriften fanden, teils autobiographisch getreu erzählt, teils romanhaft poetisch verfremdet.

Nach Giessen zurückgekehrt, lebte Georg Edward wieder in seinem alten Studierzimmer in dem mit einem Türmchen geschmückten Haus, das sein Vater 1885 erbaut hatte in der Westanlage (die freilich schon bald Horst Wessel-Wall genannt wurde, für einige bittere Jahre). Um ihn waren der alte Vater und einige Geschwister mit ihren Angehörigen, die jedoch nach und nach wegstarben

bis auf seine Nichte Auguste ("Guti") Wagner, die den alten Herrn bis zu seinem Tode liebevoll umsorgte.

Georg Edward, der keinen Anspruch auf eine Altersversorgung geltend machen konnte, hatte sein in Amerika erworbenes beträchtliches Dollarvermögen während aller Wirtschaftskrisen retten können und besass in Giessen Grundbesitz, so dass er frei und unabhängig leben konnte, ohne einem Broterwerb nachgehen zu müssen. Er wollte daher seinen Lebensabend ganz der Schriftstellerei widmen; dass ihm noch 38 lange Jahre beschieden sein würden, konnte niemand ahnen. Auch diese Zeiten sind im Tagebuch festgehalten, und Georg Edwards Aufzeichnungen, besonders über die Jahre der Diktatur Hitlers, des II. Weltkrieges und der Wirren der Nachkriegszeit, sind teilweise von hohem historischem Interesse.

Sofort nach seiner Rückkehr knüpfte Georg Edward die Beziehungen zu seinem zehn Jahre älteren Schriftsteller-Kollegen und Freund Alfred Bock wieder an, dessen Romane über die Welt der Vogelsberger Bauern eine grosse Lesergemeinde gefunden hatten. Doch bereits am Abend des 06.03.1932 verstarb dieser bewährte gute Freund aus der Jugendzeit; Georg Edward schilderte in seinem Tagebuch die näheren Umstände. Auch dokumentierte er wenig später einen wüsten Schmähartikel von nationalsozialistischer Seite über diesen Dr. h.c. Alfred Bock, den bekannten Giessener Juden, durch Anfertigung einer eigenhändigen Abschrift.

Das Tagebuch zeigt auch, wie unsäglich Georg Edward unter den beengten Giessener Verhältnissen litt, hatte er doch über Jahrzehnte hin in einer oder nahe bei einer amerikanischen Grossstadt gelebt. Häufig liess er sich deshalb für einige Tage oder Wochen von einem Giessener Piloten nach Frankfurt am Main fliegen. Um grossstädtische Atmosphäre zu geniessen, stieg er in besten Hotels ab, arbeitete tagsüber an seinen Prosatexten, studierte in Bibliotheken und bummelte abends bis in die tiefe Nacht durch die besseren Nachtlokale, besuchte Theater und Varietés. Auf diese Weise versuchte er, seinen amerikanischen Lebensstil wenigstens andeutungsweise fortzusetzen und das Dasein in der Giessener Provinz, zu dem er sich selbst verurteilt hatte, zu kompensieren. Als seine zunächst überreichen Mittel knapper wurden, benutzte er zwar die Eisenbahn für derartige Exkursionen, behielt diese Gewohnheit aber bis zur totalen Zerstörung Frankfurts im II. Weltkrieg bei.

Kurz nach der Machtergreifung Hitlers, am 18.02.1933, lernte Georg Edward im Lesesaal der Rothschild'schen Bibliothek in Frankfurt eine junge Dame aus Bad Reichenhall kennen, Rita Hillerbrand, gerade erst 20 Jahre alt geworden. Damit begann eine zarte Romanze, die sich im Laufe der Jahre zum bewegendsten Liebeserlebnis Georg Edwards entwickeln sollte. Rita wurde ihm zur Muse im besten Sinne, beflügelte sein erneut aufblühendes lyrisches Schaffen, gab ihm seelische Geborgenheit und Ruhe. Aber auf eine Eheschliessung, die seine mehr als 42 Jahre jüngere Freundin so sehnlichst wünschte, liess der alte Poet sich doch nicht ein. Die platonische Beziehung bestand ungebrochen fort, als die junge Dame schliesslich einen Industriellen heiratete, der im Kriege als Kapitänleutnant zur See fuhr. Bei einem Bombenangriff auf Wesermünde wurde Rita, die ihren Gatten anlässlich eines Kriegsurlaubes besuchte, in der Nacht vom 10. zum 11.04.1941 tödlich verwundet.

Der Schock dieses Schicksalsschlages entwickelte sich zur seelischen Katastrophe für Georg Edward, der fortan seines Lebens überdrüssig war und nie mehr richtig froh werden konnte. Im tiefen Schmerz gelangen ihm noch einige wenige ergreifend schöne Gedichte, aber seine lyrische Kraft versiegte. Auch die humoristischen Verse hatten von nun an zumeist einen ätzenden Beigeschmack oder verflachten zusehends. Georg Edward verspürte dies wohl selbst und suchte einen Ausweg im epischen Schaffen. In immer erneuten Anläufen schrieb er immer umfangreichere Romane und Erzählungen, verlor sich im Umschreiben und Abschreiben seiner Werke. Daneben arbeitete er unermüdlich an seinen Tagebüchern weiter, die zu bedeutenden historischen Dokumenten heranwuchsen.

Schon die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten hatte Georg Edward verstört. War er seinerzeit in Amerika unter widrigsten Umständen unbeugsam für das Deutschtum eingetreten, so schämte er sich nun, Deutscher zu sein. In den Tagebüchern und in vertraulichen Korrespondenzen machte er seiner Bestürzung und seinem wachsenden Unmut Luft, artikulierte seine Empörung, Verzweiflung und hilflose Wut. Bereits zu Beginn des Dritten Reiches, als die Judenhetze begann, durchbrach er den SA-Boykott jüdischer Geschäfte in Giessen und konnte nur durch das Dazwischentreten beherzter Polizisten vor einer Festnahme und "Schutzhaff" seitens der SA bewahrt werden. Die NSDAP-Kreisleitung bereitete ihm in der Folge häufige Schwierigkeiten, die Gestapo

behielt ihn im Auge, seine Bücher wurden verboten oder durften garricht erst gedruckt werden.

Georg Edward musste erleben, wie Bekannte und Freunde verhaftet und deportiert wurden, er zeichnete die Vorfälle um den Widerstandskreis des mit ihm befreundeten Giessener Malers Heinrich Will auf, der von einer in Deutschland lebenden Schwedin denunziert worden war und am 19.02.1943 in Darmstadt zum Tode verurteilt, in Frankfurt enthauptet wurde. Viele Einzelheiten über Ereignisse in Giessen und Frankfurt notierte Georg Edward im Tagebuch. In grenzenloser Naivität zeichnete er auch Gespräche nächster Freunde und Verwandter über Hitler und die Verbrechen der Partei auf, die allen Beteiligten den Kopf gekostet hätten, wären sie bei einer Durchsuchung seiner Wohnung entdeckt worden. Dass er sich dabei einer selbst erfundenen Geheimschrift bediente, die er nach dem Kriege transkribierte, hätte ihm bei den rabiatischen Verhörmethoden der Gestapo wenig genützt -- dabei lag eine Durchsuchung seiner Wohnung im Bereiche der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, da sich kaum verbergen liess, dass er vielen Bedrohten und Verfolgten durch privaten englischen Sprachunterricht, durch Übersetzung ihrer Dokumente, durch Ratschläge aus seinem reichen Wissen über die Verhältnisse in Amerika, und nicht zuletzt durch seine direkten Beziehungen zu amerikanischen Freunden, die Auswanderung und sogar die Flucht aus Deutschland erleichterte. Vielfach half ihm dabei seine Nichte Auguste ("Guti") Wagner, die dafür 1986, kurz vor ihrem Tode, mit der Hedwig Burgheim -Medaille ausgezeichnet worden ist.

Georg Edward verkehrte im Elternhause von Prof. Dr. Werner Schmidt, dessen jüdische Mutter nach Theresienstadt verschleppt worden war und von ihrem Sohn auf dramatische Weise aus diesem Konzentrationslager zurückgeholt wurde. (Einzelheiten in der publizierten Autobiographie Schmidts decken sich mit Aufzeichnungen Georg Edwards). In seiner Wohnung gewährte Georg Edward französischen Kriegsgefangenen und vor allem verschleppten polnischen Zwangsarbeiterinnen einen heimlichen Freiraum. Dies belegen erhaltene Briefe, besonders ein tief bewegender Dank-Brief der polnischen Medizinstudentin Jolanta von Scharkowski vom 20.08.1946 aus Wroclaw/Breslau, die als junges Mädchen sehr schwere Zeiten in Giessen erleben musste.

Georg Edward hatte während des Dritten Reiches kaum Gelegenheit, seine Romane oder Erzählungen zu veröffentlichen. Zwar arbeitete er beständig wei-

ter daran, aber da er eine freiheitliche Auffassung vertrat und den Rassestandpunkt der Nationalsozialisten nicht nur nicht teilte, sondern geradezu lächerlich machte, lehnte die Reichsschrifttumskammer eine Druckerlaubnis grundsätzlich ab, mochten sich auch beherzte Verleger noch so engagiert für den Verfasser einsetzen. Ein diesbezüglich sehr interessanter Schriftwechsel zwischen dem Verlag Rosa Ross in Berlin und Georg Edward aus dem Spätsommer 1936 bezüglich des Romans "Liliane" zeigt dies in aller Deutlichkeit: Weiß Georg Edward in diesem Roman einer Kreolin bessere und höhere Charaktereigenschaften als einer weissen Amerikanerin zuerkennen, offenbare er eine "liberalistische" Tendenz, der nicht stattgegeben werden könne, eine Veröffentlichung sei daher "unerwünscht."

Georg Edward hat in seinen Tagebüchern und anderen autobiographischen Zeugnissen die Vergeblichkeit seiner Publikationsbemühungen bitter beklagt. Freilich lag diese Erfolglosigkeit nicht nur an politischen Hemmnissen, denn auch nach dem Ende des Dritten Reiches fand er, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keinen Verleger für die gewaltige Masse epischer Produktion, die er anzubieten hatte.

Es gab aber während des Dritten Reiches auch mutige Verleger, die sich um die Reichsschrifttumskammer nicht kümmerten. Der Globus-Verlag in Berlin brachte unter Wilhelm Dreecken 1940 den kleinen Roman "Die chinesische Sklavin" von Georg Edward heraus, ohne irgendwelche Auflagen der Partei zu beachten, indem er sich darauf berief, dass der Verfasser in diesem sozialpsychologisch interessanten Werk keinerlei politische Themen angesprochen habe. Wilhelm Dreecken versuchte noch andere Erzählungen von Georg Edward zu verlegen, was ihm aber erst im eigenen Verlag nach dem Kriege in bescheidenem Rahmen gelang. Beide Herren verband eine langsam herangewachsene tiefe Freundschaft, die über Jahrzehnte Bestand hatte. Der Briefwechsel Georg Edwards mit diesem Verleger, sehr umfangreich, gehört zu den interessantesten Bestandteilen des epistolographischen Nachlasses. Wilhelm Dreecken übte fördernde Kritik am unverdrossenen Schaffen Georg Edwards, soweit dies bei dem ausgeprägten Eigensinn dieses Schriftstellers überhaupt möglich war, und politisch waren beide Herren gleicher Meinung. Nach den Bomben-Nächten der Zerstörung Giessens im Dezember 1944 schilderte Georg Edward dem Freund brieflich seine Erlebnisse; auch dieses Schreiben enthält Passagen, die zum Glück nicht der Zensurbehörde bekannt wurden.

In seinem Tagebuch hielt Georg Edward diese und andere schlimme Stunden des Kriegsgeschehens fest: Wir erfahren vom wiederholten Bombenhagel auf Giessen, in dem ein grosser Teil seiner Korrespondenz verbrannte, von seinem Ausharren im Mansardenstübchen zwischen Manuskripten, Tagebüchern und in der grossen Gelehrtenbibliothek, die er sich auch in Giessen wieder zusammengetragen hatte, Dinge der nächsten Umgebung, ohne die er nicht glaubte leben zu können. Wir erfahren, wie seine dankbaren ausländischen Schützlinge, französische Kriegsgefangene und junge polnische Zwangsarbeiterinnen, ihn im Bombenhagel in den Luftschutzkeller schleppen und schliesslich beherzt die Brandbomben löschen, die sein Haus sonst vernichtet hätten, wir erleben mit, wie er verloren durch die unabsehbaren Trümmerwüsten von Frankfurt und dann auch Giessens irrt, spüren seine Verzweiflung, als die ihn versorgende Nichte Auguste Wagner infolge einer Denunziation in Marburg wochenlang von der Gestapo inhaftiert wird und schliesslich zu Zuchthaus verurteilt und in ein Konzentrationslager verschickt wird, wir erleben seine Flucht zu Verwandten, der Fabrikantenfamilie Gail in Biebertal, die Kämpfe vor Giessen, den Einmarsch der Besatzungstruppen, der für ihn ein Wiederbegegnen mit Amerikanern wird, die Ausplünderung seines Hauses in Giessen durch freigelassene Polen usw. -- und dann den selbst unter primitivsten Verhältnissen immer noch weiterschreibenden alten Poeten, der schliesslich eine grosse Freude erfährt, als Dr. Walter Lichtenstein, weiland zu Georg Edwards Professorenzeit als Bibliothekar der Northwestern University, dann als Bankdirektor in Chicago und schliesslich als Professor in New Haven tätig, der Mann, der einst Georg Edwards nicht geringes amerikanisches Dollarvermögen verwaltet und gerettet hatte, unerwartet als amerikanischer Verwaltungsoffizier vor ihm steht, die jahrzehntealte Freundschaft erneuernd.

In einem mehrbändigen Roman "Schloss Falkenstein", der noch nicht veröffentlicht ist, verwertete Georg Edward seine und anderer Erfahrungen zum Themenkomplex Drittes Reich. Auch für seinen Sammelband "So steht es geschrieben", den er 1961 im Selbstverlag publizierte und der einen Querschnitt durch seine poetische Produktion im engeren Sinne vorstellen sollte, wählte Georg Edward als Leitgedicht eine scharfe Abrechnung mit der blutigen nationalsozialistischen Diktatur und ihren schlimmen Folgen.

In den Jahren nach dem II. Weltkrieg lebte Georg Edward sehr zurückgezogen in seinem Turmzimmer, in seiner grossen Bibliothek oder in dem schönen

Garten bei seinem Hause, gut versorgt von der Nichte "Guti", die das Zuchthaus überlebt hatte. Dabei schrieb er immer weiter an seinen Werken, die niemand lesen wollte, nur noch sich selbst zum Vergnügen. Manche bittere Bemerkung findet sich in den hinterlassenen Papieren, weil er auch jetzt kaum etwas veröffentlichen konnte. Sein Schreibstil galt als zu antiquiert, im Briefwechsel finden sich Verlegerbriefe, die ihm dies mitunter recht drastisch deutlich machten. Er aber war und blieb stolz darauf, so zu schreiben, wie er immer geschrieben hatte. Aus der umfangreichen Produktion erschienen nur die Romane "Komödie des Lebens. Roman aus Amerika", 1950 in Freiburg bei Dreecken, ein Schlüsselroman in mehrfacher Hinsicht, sowie 1953 in Rottweil "Feuer unter der Erde", dem der fürchterliche Ausbruch des Vulkans Mont Pelé auf der Kleinen Antilleninsel Martinique das Sujet lieferte, bei dem 1902 die Stadt Saint Pierre mit 40 000 Menschen unterging; dieser Unterhaltungsroman erschien auch als Illustrierten-Abdruck. Schliesslich gab Georg Edward 1965 ein Verse-Epos "Das Schwanenlied" im Selbstverlag heraus, sonst nur noch in Zeitungen erheblich gekürzte Kurzgeschichten, zusammengestrichene Erzählungen und lyrische Gedichte, für die er nur selten ein bescheidenes Honorar erhielt, sowie ein paar kleine Gelegenheitsdrucke mit Gedichten für seine Nichte Auguste Wagner, bescheidene Zeichen der Dankbarkeit für ihre Fürsorge.

Georg Edward, poeta verus sed non laureatus, verstarb fast hundertjährig am 16. Juli 1969 um Viertelnehrzehn in seiner Heimatstadt Giessen; seine Urne wurde auf dem Alten Friedhof in der Grablege der Grossfamilie Geilfus beige-setzt.

Brigitte Hauschild

Zur literarischen Würdigung des Poeten Georg Edward

Im folgenden soll der Versuch unternommen werden, die literarischen Arbeiten Georg Edwards im Umriss und an einigen Beispielen vorzustellen -- und auch eine Bewertung zu wagen. Anlässlich dieser Gedenkausstellung kann und darf man sich die Frage stellen: warum ist der Name Georg Edward in der Welt der Literatur relativ unbekannt geblieben und heute -- wohl auch im engeren lokalen Umfeld seines Lebens, in Gießen -- nahezu vergessen?

Wenden wir uns zunächst seinen dichterischen Anfängen und möglichen Einflüssen und Vorbildern zu. Der junge Georg Geilfus war (wir wissen dies aus den autobiographischen Quellen) stark beeindruckt und beeinflusst von der englischen Literatur, insbesondere von der schottischen Balladendichtung, an der er sich sprachlich (d.h. beim Erlernen des Englischen) und poetisch schulte. Seine frühen lyrischen Texte sowie seine ersten Publikationen zeigen aber auch deutlich, daß er zeittypischen Tendenzen des Geschmacks der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts huldigte - und dies durchaus zuweilen auf dem Niveau von Salon- und Goldschnitt-Lyrik. Dafür nun einige Beispiele:

Beginnen wir mit einem Auszug aus einem "Gebet", das er im Herbst 1884, also mit nicht ganz 15 Jahren schrieb und in dem mehrere Aspekte religiösen Denkens und Dichtens zu erkennen sind:

Ach, wo war ich
als in des Morgens allererster Stunde
goldene Sonnen
deinen Namen lobten,
als die Sterne erglänzten und sprachen:
Er hat uns erschaffen !

als das gewaltige Meer erbebte
und die Wolken donnernd dein Lob sangen ?

Ach, wo war ich , mein Gott,
als dein gewaltiges Wort eine Welt schuf
und deine allmächtige Hand
den Menschen formte ?

O, ich war Nichts,
eitel Nichts, wie die Luft,
die mein zitterndes Auge durchschaut;
Staub war mein Angesicht,
und mein Herz
war glitzernder Tau [d: ein Tropfen glitzernden Taus],
der in der Frühe
an der duftigen Blume hängt;

Aber meine Seele,
meine unsterbliche Seele,
sie war, mein Gott, bei dir !

[...]

Gelobt, gelobt seist du, Allewiger!
Ich will hinausgehen in der Frühe
und will hinaufsteigen auf den höchsten Berg
und will dich preisen!

In die Einsamkeit deiner herrlichen Natur
will ich meinen Geist versenken
und will deine Natur anbeten
und in ihr dich,
mein gütiger Gott!
[...].

Dies erinnert am Beginn in der gedanklichen Konzeption ein wenig an Klopstocks "Tropfen am Eimer", an die Naturfrömmigkeit des 18. Jahrhunderts, zum anderen an biblische Psalmen, bezeugt aber in der freien Rhythmik und Reimlosigkeit jugendliche Ungebundenheit im Formalen.

In einem bisher nicht veröffentlichten Gedicht, das gleichfalls aus dem Herbst 1884 stammt, offenbart der junge Dichter, wieder in der Form eines Gebets, die Prinzipien und Ziele seines Lebens:

Mach' mich zum Mann, bewegtes Leben,
mach' mich zum Manne stark und kühn,
der in die Welt schaut ohne Beben,
der schweigend trägt des Daseins Mühn!

Mach' mich zum Mann, der sonder Scheue
verkünden kann, was recht und wahr,
des unerschütterliche Treue
fest bleibt in der Zeit Gefahr.

Dass ich des Lebens Not und Leiden
ertragen kann, mach' mich zum Mann,
und dass ich, wenn es kommt zum Scheiden,
froh, was ich that, bekennen kann!

Die Erstausgabe der "Balladen und Lieder" von 1897, bereits unter dem Namen "Georg Edward" veröffentlicht, zeigt dagegen den nunmehr 28jährigen als einen in den Konventionen seiner Zeit versierten Poeten, dessen Muse auch in den Salons der Zeit zu Hause war. Ein Auszug aus dem Vorwort sei als Beleg zitiert:

"Wenn diese Blätter in Ihre Hände fallen, gnädige Frau, und Ihre Blicke über die Zeilen fliegen, mag es wohl geschehen, daß ihr Herz für Sekunden rascher schlägt. Sie werden das Buch in Ihren Schoß sinken lassen und die hellen blauen Augen an die Wand heften, dorthin, wo das Bild hängt mit den mattroten Heckenrosen auf grauem Grunde. Darunter steht der Lehnstuhl, auf dem ich zu sitzen pflegte in der ersten Zeit, als wir uns kannten, und es wird Ihnen sein, als träte ich wieder hinter Ihnen in's Zimmer und blickte über Ihre zarte Schulter herab auf Ihre weichen, weißen Hände. Sie werden Ihr schönes Haupt zurückbeugen und aufblicken zu mir mit großen leuchtenden Augen, und alles wird ganz so sein, wie es am glücklichsten Tage unseres Lebens war. Erinnern Sie sich noch, gnädige Frau? Es war damals, als ich nichts weiter that, als an Sie denken, von Ihnen schwärmen, von Ihrer Schönheit träumen, als ich Ihren Namen mit jedem Atemzuge aussprach, tausend und tausend Mal, als ich in diesem Namen aufweinte, betete und fluchte. Damals verglich ich Sie mit einer Rose, mit einem Stern, mit einem Edelstein -- alles das sind Sie ja noch immer, gnädige Frau -- damals bildete ich mir ein, ich könne die Weltordnung über den Haufen werfen und Sie mit mir nehmen und entführen auf mein luftiges Schloß, das ich irgendwo zwischen Himmel und Erde bauen wollte. Sie waren klug genug, meine Huldigungen anzunehmen, gnädige Frau, Sie berauschten sich mit mir an meinen Träumen ..."



Photo 1899 Georg Edward an seinem 30. Geburtstag

Damals stand Georg Edward aber auch zeitweilig dem George-Kreis nahe, dessen "Ton" er in seinem Gedicht "Des Friedens Land" anschiägt:

Des Friedens Land

Es steh' ich hier im Land -
in der Stille in der Stille
in der Stille in der Stille

Im stillen Land
das ist die Stille in der Stille
das ist die Stille in der Stille

Im stillen Land
das ist die Stille in der Stille
das ist die Stille in der Stille

Das ist die Stille in der Stille
das ist die Stille in der Stille
das ist die Stille in der Stille
das ist die Stille in der Stille
das ist die Stille in der Stille
das ist die Stille in der Stille
das ist die Stille in der Stille
das ist die Stille in der Stille
das ist die Stille in der Stille
das ist die Stille in der Stille
das ist die Stille in der Stille

Gedicht-Faksimile "Des Friedens Land"

DES FRIEDENS LAND

So stille lag der strand —
 Wir wandelten in tiefem tiefem schweigen
 Und sinnend hielt ich deine kalte hand
 Und sah das angesicht dich leise neigen —
 Es wob die sonne über meerestiefen
 Ein leuchtend goldnetz und zum uferrand
 Glitten die grünen wellen und entschliefen
 So stille lag der strand

In tiefer tiefer ruh
 Sahst du mich an mit deinen müden augen —
 Mein herz schlug laut — mir war als wolltest du
 In all' sein denken sinnen niedertauchen
 Die lerchen flogen singend uns entgegen
 Und frühlingwinde wehten immerzu
 Wir wandelten auf menschenfernen wegen
 In tiefer tiefer ruh

Das ist des friedens land —
 Die blumen alle grüssten wonnetrunken
 Im mittagzauber lag der meeresstrand
 Da bin ich weinend vor dich hingesunken
 Die wolken all die wellen in der runde
 Erglänzten hell als ich dich endlich fand —
 Es war so still — o segne jene stunde!
 Das ist des friedens land

GEORG EDWARD



Stefan Georges Bearbeitung von Georg Edwards Gedicht

Balladen und Liedformen spielen in Edwards Lyrik eine besondere Rolle, und hier -- anfangs unter dem Eindruck von Thomas Percys "Reliques of Ancient English Poetry", aber auch von Heine und evtl. Fontane (Namen, die in seinen Tagebüchern häufiger auftauchen) -- finden seine erzählerische Fantasie und sein historisches Interesse festeren Halt in der Formtradition. Dafür nun zwei Beispiele, zunächst :

Ein Reiterlied

Der Hufschmied hat ein Töchterlein,

Ein Töchterlein -- sei still!

Das hat zwei hellblau' Äugelein,

Zwei Äugelein -- sei still!

Das hat ein Händchen, das drückt so leis,

Das drückt so leis -- sei still!

Das hat ein Mündchen, das küßt so heiß,

Das küßt so heiß -- sei still!

Der Hufschmied ist ein böser Mann,

Ein böser Mann -- sei still!

Der den Hammer führen und fluchen kann,

Ja, fluchen kann -- sei still!

Aus der "Jagd im Ettrickforst" nur ein Auszug:

John Douglas tritt in's düst're Schloß
Und hört seine Mutter klagen:
"Leer kam es heim, Sir William's Roß,
Sir William liegt erschlagen!"

John Douglas lacht: "So ist es gut --
Es war für Schottlands Ehre --
Und daß ihr's wißt: Sir William's Blut,
Das klebt an meiner Wehre!"

Da schreit sie auf und faßt ihn an:
"So bist auch du verloren:
Dein Bruder war's, der beste Mann,
Den je ein Weib geboren!"

[...]

John Douglas berichtet nun von seiner Begegnung mit dem Bruder bei der Jagd im Ettrickforst: Er wirft William, den er des Verrats an der schottischen Heimat beschuldigt, vom Pferd und erinnert ihn an die Familienehre der Douglas:

"Die Douglas waren Schirm und Wehr
dem väterlichen Grunde --
Du hast geschändet Schottland's Ehr'
Mit Engelland im Bunde!"

John Douglas tötet seinen Bruder William und beschwört nun die verzweifelte Mutter:

"Ach, Mutter, fluchet nicht der Hand,
Die euch den Sohn erschlagen --
Ertragen hat im ganzen Land
Kein Mann, was ich ertragen.

Die Sünde, die ein Douglas that,
Kann nur ein Douglas sühnen --
Und immer soll auf Weg und Pfad
Die Distel weitergrünen!"

Edwards langjähriger Aufenthalt in den USA bringt ihn in engeren Kontakt mit der amerikanischen Literatur. Davon zeugt z.B. sein mit Beifall aufgenommener und von der Staatsuniversität von Virginia mit der E.A. Poe-Medaille ausgezeichnete Beitrag zum "Poe Centenary" im Jahre 1909; und auch in seiner Lyrik finden sich viele Motivspuren aus dieser Lebensperiode: etwa sein "Negerlied aus Alabama" oder das Gedicht auf eine "Mondnacht in Virginien."

Wirklich anrührende Worte findet Georg Edward -- so jedenfalls empfinde ich es -- in Gedichten, die er unter dem Eindruck eines schweren persönlichen Verlustes verfaßte -- als er im Kriegsjahr 1941 den Tod einer von ihm sehr geliebten Frau beklagt:

In jeder Nacht hör' ich dich leise weinen
Und weiß doch, daß du tot bist und kein Kummer
Dein armes Herz mehr anrührt. Sterne scheinen
Nie mehr hinab auf deinen tiefen Schlummer.

Mir aber ist's, als irrtest du verlassen
Und einsam draußen auf den dunklen Wegen
Und suchtest mich auf Straßen und auf Gassen,
Schutzlos und heimatlos in Sturm und Regen.

Du warst die gold'ne Sonne meiner Tage,
Der Sternenglanz, der meine Nacht verschönte,
Die Antwort warst du mir auf jede Frage,
Du warst das Lied, das schmeichelnd mich umtönte.

Und manchmal, wenn die dunklen Sorgen kamen,
Versenktest du die Stirn in meine Hände
Und nanntest leise, leise meinen Namen --
O wollte Gott, daß ich dich wiederfände!

Im Kontrast dazu sind aber auch launige Gelegenheitsgedichte, die selbst holprige Kalauer nicht verschmähen, durchaus nicht selten im Spektrum unseres Autors vertreten. Dazu ein Beispiel der "milden" Art aus dem Jahre 1959, das ich vor allem wegen seines Bezuges zu Gießen auswähle, Edwards "Gießener Großstadtidylle":

Ich steh an der Straßenecke
Und warte sehnsuchtsvoll
Auf eine schlanke Blondine,
Die mich hier treffen soll.

Vom Himmel rieselt der Regen,
Man sieht weder Mond noch Stern,
Im Wirtshaus übt ein Gesangverein
"Das ist der Tag des Herrn ..."

Ein Polizeimensch wandelt
Vorüber auf Gummischuhn,
Er gähnt und spuckt auf das Pflaster --
Was hätt' er auch sonst zu tun?

Ich stehe und warte und warte
Und friere in Regen und Wind
Und denk an die vielen Menschen,
Die schlafen und glücklich sind.

Ein Kater miaut in der Nähe,
Wahrscheinlich sehnt er sich
Nach Sonnenschein und Liebe
Geradeso wie ich.

Zwei Stunden hab ich gewartet,
Zwei Stunden gut und gern --
Noch immer übt der Gesangverein
"Das ist der Tag des Herrn ..."

Die große Spannweite von Edwards Lyrik offenbart, neben der Offenheit und Vielfalt, die diesen Teil seines Werkes kennzeichnen, zugleich aber auch eine Schwäche unseres Autors -- so glaube ich gegen Ende dieses Abschnittes, mit Vorsicht, urteilen zu dürfen: Er findet eigentlich kaum zu einem wirklich "eigenen" Ton, einer Klangfarbe, (um in der Metaphorik der Musik zu sprechen), die für ihn charakteristisch wäre und ihn von anderen Stimmen im Chor der Lyriker deutlich unterscheidbar und klar vernehmbar machen würde. Daran ändert auch wohl nichts die bereits erwähnte und seinerzeit gewiß ehrenvolle Tatsache, daß Georg Edward eine Zeitlang im Umkreis von Stefan George Gedichte schrieb und publizierte, was ihm sicher eine gewisse Resonanz und Anerkennung in diesem literaturgeschichtlich nicht unbedeutenden Bezirk verschaffte. Allerdings erkannte Edward auch frühzeitig, daß hier nicht auf Dauer sein Platz sein könne; in einer Tagebuchnotiz vom 23. Februar 1894 konstatiert er: "Brief von Wolfskehl, der sich nunmehr Stefan George mit Leib und Seele verschrieben hat. Die 'Blätter für die Kunst' bringen zwei Gedichte von mir, beide abgeändert und verstümmelt. Wolfskehl rät mir, keine volkstümlich lautenden Lieder und Balladen zu schreiben, sondern den Georgeschen Ton anzunehmen. Ich werde mich hüten!"

Aus hundert Jahren Distanz ist aber auch für diese Phase keine bleibende Nachwirkung von Edwards Lyrik auszumachen. -- Eine andere Tagebuchnotiz, vom 5. Dezember 1892, dokumentiert eine Warnung des Gießener Autors Alfred Böck an den jungen Dichter: "[...] Alfred Bock warnt mich davor, eine Sammlung meiner Gedichte zu veröffentlichen. Mein lyrisches Talent sei sehr schwach, als Übersetzer leiste ich Bedeutendes." Auch diese Mahnung beeindruckte ihn nicht.

Es gibt ein kleines dramatisches Oeuvre Edwards, das aber, da es (nach unserer Kenntnis) keine einzige Aufführung zur Folge hatte, hier übergangen werden soll.

Edwards zweites großes poetisches Betätigungsfeld war die Epik, die er in zahlreichen -- zum großen Teil nicht veröffentlichten -- Romanen und Erzählungen pflegte. Als Stichworte, die Aufschluß über die literarische Herkunft seines erzählerischen Werkes geben können, seien der Realismus und der Journalismus genannt, insbesondere für letzteren die Reisebeschreibung -- das weist

noch einmal auf den von Edward geschätzten und öfters erwähnten Fontane hin.

Der entscheidende biographische Faktor für Georg Edward war sein langer Aufenthalt (von 1893 bis 1931) im Mittleren Westen Amerikas, in Chicago und Evanston, verbunden mit zahlreichen Reisen innerhalb der USA, nach Kanada und zwischendurch auch einmal, mit seiner jungen Ehefrau, nach Europa, nach Hause, nach Gießen. -- Dies prägt die Motive und Hintergründe seines Erzählens und verbindet sich mit seinen persönlichen Neigungen und Eigenheiten: seinem starken Interesse für weibliche Anmut, dem kritisch vergleichenden Blick für europäische und amerikanische Verhältnisse und seiner Vorliebe für Natur und Landschaft.

Wie schlägt sich dies in seinen erzählenden Texten nieder? -- Ein wichtiger Materialfundus waren für ihn Liebesgeschichten und exotische Szenerien. Sprachlich und in ihrer Konstruktion fehlt es den Erzählungen, bei aller stofflichen Extravaganz, Abenteuerlichkeit oder gar Pikanterie, weithin an Originalität: Erotik und Exotik wirken oft klischeehaft und "parfümiert" in der Darstellung. Dafür ein Beispiel aus seinem Karibik-Roman "Feuer unter der Erde" (p. 201):

"Er stand immer noch neben ihrer Hängematte, der Mond schien aufgegangen zu sein. Das Fenster, dessen Laden nicht geschlossen war, bildete ein graues Viereck gegen die dunklen Berge.

'Fräulein Yzore,' sagte Edgar, 'ich liebe Sie. Ich liebe Sie mehr als mein Leben. Wollen Sie meine Frau werden?'

'Das wissen Sie doch schon lange, Sir Edgar. Oder sind Sie blind und taub?'

Kommen Sie noch ein wenig näher, damit ich ...'

Sie setzte sich aufrecht, und als Edgar leise an ihre Hängematte stieß, streckte sie die Arme aus und zog ihn an sich.

Dann bat sie ihn, neben ihr auf den Boden niederzuknien, damit sie ihn leichter küssen könne. Aber sie zitterte doch ein wenig, als ob sie Angst hätte bei dem, was sie tat. Oder vielleicht lag es nur an der unbequemen Haltung, die sie dabei einnehmen mußte. Die Hängematte schwankte bei der geringsten Bewegung hin und her.

Edgar war so verwirrt, daß er nicht wußte, was er reden sollte. Er hielt die zierliche Mädchengestalt in seinen Armen, und das Haar, das wie reife Erdbeeren duftete, schmiegte sich an seine Brust." [...]

Wenden wir uns abschließend einem Roman Georg Edwards etwas ausführlicher zu, der "Komödie des Lebens". Er wurde 1950 publiziert, gehört also zu seinem Alterswerk, und ist der umfangreichste der veröffentlichten Romane. Immerhin war dieses Werk (wir entnehmen dies einer Mitteilung seines Freiburger Verlegers) sogenanntes "Buch der Woche", hatte also doch einen gewissen Erfolg.

Der Inhalt sei ganz kurz zur Orientierung umrissen: Schauplatz der breit angelegten Gesellschafts-, Liebes- und sogar Kriminalhandlung ist vor allem Chicago in den 20er/30er Jahren (Prohibition), daneben auch Quebec und seine Umgebung. -- Jean-Paul Dunois, ein millionenschwerer, ansonsten harmloser kanadischer Holzgroßhändler, heiratet in Chicago die schöne und kapriziöse Alexa Burleigh, die auch nach der Eheschließung ihre sehr enge Beziehung zu dem zweifelhaften Geschäftemacher und Glücksspieler Harry Johnson nicht aufgibt. Johnson stößt Dunois bei günstiger Gelegenheit einen Abhang hinunter in den Tod. Dieser nie geklärte scheinbare "Unfall" macht Alexa zur reichen Witwe, die nach Chicago zurückkehrt und dort, wenn auch ihr Verhältnis zu Harry weiter besteht, einem russischen Maler zeitweilig verfällt. Als sie erkennt, daß Ilja Sergejewitsch Assanaroffs Liebe ohne Beständigkeit ist und ihr auf Dauer nur Leid bringen würde, geht Alexa halb willentlich, halb unbewußt in einer stürmischen Nacht ins Wasser und ertrinkt. Harry Johnson, mit dem sie kurz zuvor öffentlich Streit hatte, wird -- weil durch ihr Testament begünstigt und damit verdächtig -- als Mörder verhaftet und hingerichtet. So wird der unerkannte Mord, den Harry einst an Alexas Mann beging, am Ende doch gesühnt.

Der Roman bietet viele Einblicke in das gesellschaftliche Leben des damaligen Chicago, in die Welt der reichen Geschäftsleute, der Künstler und der Universitätsprofessoren. Letzteren sowie einer wichtigen Nebenfigur, nämlich dem Privatgelehrten und Schriftsteller Herbert Pfannenstiel, werden wir uns bald noch ein wenig genauer zuwenden.

Zuvor aber einige Hinweise zur Aufnahme des Romans bei den Rezensenten: Sie ist äußerst widersprüchlich, und zwar in bezeichnender Weise, fürchte ich.

Das größte Lob spendet die Zeitschrift "Kanu-Sport" aus Esslingen (15. 12. 1959): "Wer gute und spannend erzählte Romane lesen will, dem sei dieser umfangreiche Frauenroman empfohlen. Es ist 'alles drin' [...]. Man kommt so leicht nicht wieder los von dieser Geschichte, die ein Mann erzählt hat, ein deutscher Schriftsteller, der sich lange im Auslande aufgehalten hat. Das spürt man auf jeder Seite, denn er kennt Land und Leute und seine Menschen, die er blutvoll darstellt." -- In der FAZ (21. 4. 1951) wird Edward hingegen recht kurz und mit maliziös ausgewählten Zitaten abgefertigt. -- Selbst das "Argentinische Tageblatt" (2. 5. 1951) nimmt ihn freundlich zur Kenntnis, während das "Bücherschiff. Die deutsche Bücherzeitung" (Februar 1952), ein Fachorgan der öffentlichen Bibliotheken, ihn mit Theodore Dreisers "Amerikanischer Tragödie" vergleicht und befundet, dagegen wirke Edwards "Komödie" "einfach banal".

Übrigens hat Georg Edward sämtliche ihm erreichbaren Rezensionen des Romans aus den entsprechenden Zeitungen und Zeitschriften ausgeschnitten, aufgeklebt und zum Teil von Hand (nochmals) abgeschrieben. -- Eine Übung des 80jährigen Schriftstellers im unerschrockenen Hinnehmen von Kritik?

Wie stellt sich dieses Opus nun für eine Leserin (immerhin wird es als "Frauenroman" empfohlen) des Jahres 1994 dar, die Germanistin ist und inzwischen Edwards Leben und Schreibweise unter vielfältigen Aspekten kennengelernt hat, also nicht unbefangen ist?

Zunächst fallen die zahlreichen biographisch motivierten Details auf, die oft in verwandelter, ja verschlüsselter Weise auftreten und doch, wenn man den Bezug zu anderen schriftlichen Hinterlassenschaften des Autors herstellt, leicht wiederzuerkennen sind: Wir finden Chicago, Evanston, Kanada, Quebec als

Orte des Geschehens. Es gibt Einzelheiten wie z.B. die schottische Distel als Architekturelement einer im Roman beschriebenen Villa, die mir aus den Tagebüchern Edwards in Erinnerung sind. Da sind die ironisch-liebevollen Porträts von Professorenkollegen aus seiner Zeit an der Northwestern University in Evanston (Prof. Gibson im Roman ist unzweifelhaft in vielen Zügen Edwards Freund und Kollege James Taft Hatfield nachgebildet). -- Und da ist, er wurde bereits angekündigt, Herbert Pfannenstiel -- ein unverkennbares Selbstporträt des jüngeren Georg Edward (vgl. KdL, p. 110 ff.):

"Pfannenstiel lächelte ein wenig. Es freute ihn, daß es den Mädchen bei ihm gefiel.

Sein Wohnzimmer war groß und geräumig und angefüllt mit Gemälden, Photographien und Büchern aller Art. Auf dem Kaminsims neben der Uhr standen feine chinesische Elfenbeinfigürchen und kleine Vasen aus venezianischem Glas. Über dem Diwan hing das Bild einer Frau, die er einmal geliebt hatte, sie war im Badekostüm und lag im Sande vor einem Strandkorb. Man konnte nicht sagen, daß sie eine Schönheit war, aber sie besaß die schönsten Beine, die man sich denken konnte, und Pfannenstiel hatte eine Schwäche für so etwas. Als die Röcke kürzer und kürzer wurden und eine Dame empört äußerte, sie seien nicht mehr anständig, hatte er zur Antwort gegeben, alle Röcke seien anständig, aber nicht alle Beine.

Pfannenstiel verstand sich auf das Leben. Seit er nicht mehr an der Universität war und nicht mehr über Vorlesungen und Examina nachzudenken brauchte, war es ihm gelungen, einen kleinen Kreis von vorurteilslosen Menschen um sich zu versammeln, die ungefähr ebenso dachten, wie er. Aber auch solche, die entgegengesetzte Ansichten vertraten, waren ihm willkommen, vorausgesetzt, daß sie sich nicht in seine Angelegenheiten einmischten und ihn nicht nach seinen Arbeiten fragten oder seine Werke kritisierten. Er schrieb un-aufhörlich, bald an dieser, bald an jener Arbeit, und seine Artikel und Abhandlungen erschienen in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften, aber er wollte nicht daran erinnert werden, wenn er

Freunde bei sich hatte, er sprach nie davon und niemand wußte jemals, ob er gerade an einem Roman oder einer Novelle schrieb oder vielleicht an ein paar Versen für eine illustrierte Zeitschrift. Man hörte von seinen Sachen immer erst, wenn sie gedruckt vorlagen, und es war ein Glück, daß sie etwas Erfreuliches waren. Er war ein Künstler, der das Leben bejahte, obwohl er das Licht der Welt in Deutschland erblickt hatte. Und er besaß eine der besten Eigenschaften, die ein Mensch besitzen kann: er verstand es, über sich selbst und seine Dummheiten zu lachen.

Eigentlich war er nach Amerika gekommen, um seinen Namen los zu werden. Man hatte ihn schon in seinen Kinderjahren deshalb verspottet, und als er erwachsen war, hatte er drei Duelle aus diesem Grunde auszufechten gehabt. Mit zweiundzwanzig Jahren reiste er nach Chicago, weil sein Name im Englischen nichts zu bedeuten hatte, es müßte denn einer im Wörterbuch nachschlagen, um seinen Sinn zu erfassen. Aber er wußte, daß die Menschen zu faul dazu waren und daß sie auch kein Interesse daran hatten. Er vermied geflissentlich seine Landsleute, und als er einen Ruf an die Northwestern-Universität erhielt, nahm er ihn ohne Bedenken an, weil die Anstalt sich der ganz besonderen Abneigung der amerikanischen Bürger deutscher Herkunft erfreute. Sie war von Methodisten gegründet worden, Professoren und Studenten waren gehalten, weder zu trinken noch zu rauchen, auch nicht zu tanzen, keine Theater zu besuchen, Zirkusvorstellungen zu meiden und überhaupt keine Sünden zu begehen. Im Laufe der Jahre hatten sich diese Bestimmungen allerdings mehr und mehr gelockert, aber in den Augen der Deutschen, die jeden Menschen, der keinen Alkohol zu sich nahm, kurzweg für einen Heuchler erklärten, haftete der Anstalt noch immer etwas von der ursprünglichen Frömmigkeit und Engherzigkeit an. Pfannenstiel jedoch fühlte sich dort sehr wohl, denn er ließ sich keine Vorschriften über sein Privatleben machen, außerdem gefielen ihm die schönen Gebäude inmitten prächtiger Anlagen, die unmittelbar am Gestade des Sees gelegen waren, dessen Wogen an sonnigen Tagen bis in die Fenster seines Sprechzimmers hereinblitzten und das Gefühl von

etwas Großem, Weitem in einem erweckten, wie es nur das Weltmeer vermag.

Die langen Sommerferien hatte Herbert Pfannenstiel zu ausgedehnten Reisen benutzt, die ihn im Süden bis Britisch-Guayana führten und im Norden bis in die Urwälder Kanadas. Er lernte Amerika von seinen guten und von seinen schlechten Seiten kennen, besuchte seine interessantesten Plätze, trieb sich aber lieber abseits der großen Heerstraßen herum, wo er mit allen Klassen der Bevölkerung und mit zahllosen Rassen und Nationalitäten, die das Land bevölkerten, in Berührung kam. Er reiste mit offenen Augen und Ohren und verließ sich mehr auf sich selbst als auf Reisehandbücher und Touristikagenturen.

Als er im Laufe des ersten Krieges aus seiner Stellung entlassen worden war, übernahm er die Betreuung und den Ausbau des großen Franklin-Archivs und der damit verbundenen Bibliothek, die ein hochherziger und begeisterter Bewunderer des alten Philosophen, Diplomaten, Schriftstellers, Druckers, Erfinders, Politikers und Gott weiß was sonst noch ins Leben gerufen hatte. Pfannenstiel befand sich sehr wohl dabei, er hatte ein fürstliches Gehalt, das Ganze befand sich in dem herrlichen Hause des Eigentümers, der über viele Millionen verfügte, und die Arbeit war interessant und anregend. Außerdem hatte er genügend freie Zeit, um für Zeitschriften zu arbeiten oder an seinen Romanen zu schreiben, und er schätzte das besonders deshalb, weil er, wenn er um fünf Uhr die eiserne Tür seines Büros hinter sich abschloß, ein freier Mensch war, der bis zum nächsten Morgen nicht an sein Amt zu denken brauchte. [...]"

Da ist schließlich in diesem Roman, so vermute ich jedenfalls, eine versteckte, verrätselfte Reminiszenz an Edwards nicht eben glückliche Ehe mit der Amerikanerin Lillie, die durch deren schwere Krankheit und frühen Tod (1928) endete. -- Pfannenstiels zunächst zufällige und höchst unerwünschte Heirat mit der jungen Annabell entwickelt sich zu einer verständnis-, ja endlich liebevollen Beziehung, als sie hilflos und krank seiner Zuwendung bedarf -- eine im Roman,

auf dem Papier realisierte Form der Kompensation für Fehler und Versäumnisse im wirklichen Eheleben?

Stofflich bietet das Werk also eine Fülle an reizvollen Einzelelementen, die in ein wirklichkeitsnahes und kritisches Zeit- und Sittenbild des Chicago der 20er/30er Jahre eingebunden sein könnten -- wenn die poetische, künstlerische Transformation des Materials in einer überzeugenden sprachlichen und strukturellen Gestaltung bewältigt worden wäre. Wir wissen aus einem Brief an eine Freundin Georg Edwards, daß der Autor sogar seine umfangreichen Arbeiten ohne planendes Konzept schrieb. Die Schwächen der "Komödie des Lebens" lassen sich damit bis zu einem gewissen Grade erklären; denn dem Roman mangelt es, bei viel epischer Kleinmalerei auf stattlichen 608 Druckseiten, an poetischer Ökonomie und unverwechselbarem Individualstil. Es fehlen durchgängige Motive oder Symbole, die dem epischen Großformat Geschlossenheit geben könnten, wie sie etwa bei seinem Vorbild Fontane zu bewundern ist.

Ein Extrembeispiel für einen sprachlich-stilistischen "Bruch" in der Gesamtgestalt des Textes sei angeführt : An einer Stelle liest ein Pfarrer dem "Bösewicht" des Romans, Harry Johnson, seitenlang eine Beschreibung der Stadt Quebec vor (KdL, p. 262 - 268), deren Verfasser Edwards alter ego Herbert Pfannenstiel ist und die dessen schriftstellerische Fähigkeiten belegen soll. Harry Johnson unterbricht die Lesung mehrfach ungeduldig und gelangweilt, und auch der Leser könnte über die Zumutung, inmitten einer Romanepisode ein derartig umfangreiches "Versatzstück" ertragen zu müssen, ein wenig "verstimmt" sein (um einen Lieblingsausdruck Edwards zu benutzen). -- Ein kundiger Leser allerdings, der die Tagebücher und die Biographie des Autors kennt, ahnt etwas -- und tatsächlich: Hier hat sich Georg Edward Wort für Wort über sechs Seiten hin selbst zitiert aus einer alten journalistischen Arbeit, die er bereits im Jahre 1908 in den "Hamburgischen Nachrichten" (22. und 23. Juli) veröffentlicht hatte.

Von wirklichem Interesse ist allerdings eine andere Stelle in der "Komödie des Lebens", wo wir, wieder im Medium des Herbert Pfannenstiel, etwas über Edwards literarischen Geschmack erfahren (KdL, p. 300): Pfannenstiel "machte sich nichts aus verschnörkelten, dunkel und geheimnisvoll anmutenden Dichtern, sondern liebte das Klare und Einfache, wenn es nur ein wenig Musik in sich barg. Seine Freunde hielten ihn deshalb für veraltet [...]." Dies trifft sich

mit der Beurteilung, die Franz N. Mennemeier (damals Dozent am Germanistischen Seminar der Universität Gießen) in einem Brief vom 26. 4. 1966 abgibt. Er bescheinigt Edward einen "altfränkischen Charme noch vor aller Literatur" und bezeichnet ihn als einen "begabten Unterhaltungsschriftsteller [...]: es ist dies ein Typus, der stoffliche Sensation mit Gemütswerten zusammenzwingt und sich mit Anstand auf jener dünnen Linie hält, jenseits der die große Literatur und diesseits welcher die blanke, traurige Gebrauchsliteratur anfangen."

Fassen wir alle bisherigen Einzelbeobachtungen zu den poetischen Arbeiten Georg Edwards zusammen, so müssen wir seiner Lebensleistung, in deren großem Zusammenhang wir sie sehen, Respekt zollen. Und wir wollen auch nicht unsere Sympathie für die liebenswürdigen und humanen Seiten der Persönlichkeit unseres Autors verhehlen. Doch aus der Sicht des Jahres 1994 ist auch erkennbar, daß sein literarischer Rang, wie unsere Befunde an Einzelbeispielen verdeutlichen sollten, als eher bescheiden einzustufen ist, seine gestalterischen und sprachlichen Mittel, gemessen an seinen Vorbildern und zu größerem Ruhme gelangten Zeitgenossen in der Literatur, begrenzt und nur wenig originell waren. -- Wie sah er sich selber? In einem Brief (datiert vom 26. 8. 1955) schreibt er: "Ich bin nur ein mittelmäßiger Schriftsteller und habe immer nur im Sinne gehabt, etwas Unterhaltendes zu schreiben -- weiter nichts."

Um so größere Beachtung verdienen aber -- wir wagen an dieser Stelle die Ankündigung einer Edition -- seine wohl persönlichsten Lebenszeugnisse, die Tagebücher und eventuell auch manche Briefe. Die umfangreichen Diarien, die sein Nachlaß enthält, sind eine bereits von ihm selbst stark gekürzte und bearbeitete Fassung der ursprünglichen Aufzeichnungen. Hier breitet Edward (beginnend mit dem 19. Juni 1892, bis zum 4. Juli 1969, also ca. zwei Wochen vor seinem Tode) Beobachtungen und Beurteilungen, Schilderungen und persönliche Empfindungen aus, die von beachtlichem zeit- und kulturhistorischem Interesse sind. Vor allem die amerikanischen Jahre prägen den jungen Bürgersohn aus Gießen, der über Jahrzehnte hin mit kritischem und umfassendem Blick das Leben, seine Begegnungen mit Menschen und Landschaften auf dem damals noch recht fernen Kontinent einfängt.

Während sich seine literarischen Werke aus den genannten Gründen für eine Neu- oder Wiederveröffentlichung kaum anbieten, glauben wir, daß die Publikation von Edwards Tagebüchern eine reizvolle und an Einsichten ergiebige Lektüre verspricht, die über den lokalen Bezugsrahmen Gießen hinaus Interesse beanspruchen dürfte. Dieser Aufgabe haben Herr Dr. W.G. Bayerer und ich uns angenommen, und wir hoffen, in absehbarer Zeit einen ersten Band vorlegen zu können.

Die heute eröffnete Ausstellung ermöglicht in alle erwähnten Bereiche von Georg Edwards Schrifttum ausschnittshafte Einblicke. Insgesamt soll sie dazu beitragen, das Interesse an der Persönlichkeit eines Schriftstellers aus unserer Stadt zu wecken, den noch einige der heute Anwesenden auch persönlich kannten. Sein Lebensweg, der 1869 in Gießen begann und 1969 hier endete, birgt in sich das facettenreiche und der Entdeckung würdige Bild eines außergewöhnlichen Menschen vor dem Hintergrund von hundert Jahren erlebter Geschichte.

Wolfgang G. Bayerer
Bemerkungen zu einigen Exponaten

Meine Damen und Herren, ich darf Ihre Geduld nicht über Gebühr beanspruchen, doch auf einige Exponate möchte ich Sie noch besonders hinweisen, obwohl wir alles ausgemaltes haben.

Wie Sie sehen, ist die Ausstellung dreifach gegliedert: Da sind zunächst die Stellwände, die Grossphotos von Georg Edward aus allen Epochen seines Dichterlebens zeigen, vom verträumten fünfzehnjährigen Jüngling bis zum mitunter verbitterten, doch letztlich skeptisch abgeklärten und leise schmunzelnden, beinahe Hundertjährigen, vom erfolgreichen, sehr beliebten Universitätsprofessor im Kreise seiner amerikanischen und einiger deutscher Kollegen und Diplomaten, bis zum wohlhabenden Privatgelehrten und Schriftsteller im Deutschland der frühen dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts, der sich ein Privatflugzeug chartern kann, um von Giessen aus zum Bummelvergnügen nach Frankfurt am Main zu fliegen, und schliesslich vom hinfällig wirkenden alten Mann, der auf die Pflege seiner Nichte "Guti" angewiesen ist und doch stets ein feiner Herr von Welt bleibt.

Aufgelockert werden diese Photogruppen durch weitere Grossaufnahmen von Handschriften Georg Edwards: Neben einigen Tagebuchseiten von der Rückreise aus Amerika im Mai 1931 auf dem Dampfer "Europa" (mit Bild Edwards an der Reeling), zeigen wir Gedichte, dabei in vollem Umfange das ganz frühe "Gebet" des Jünglings, das Frau Dr. Hauschild in ihrem Vortrag analysierte, und zum Vergleich sein "Tägliches Gebet" aus den letzten Jahren des Poeten. Auch die Ihnen bereits in der literarischen Würdigung vorgestellte Ballade "Die Jagd im Etrickforst" präsentieren wir hier vollständig auf Grosstafeln nach einer späteren eigenhändigen Abschrift Edwards. Dem Thema des Todes kam im dichterischen Schaffen Georg Edwards Bedeutung zu. Wir haben deshalb für den Bereich der Stellwände zumeist Gedichte aus diesem thematischen Horizont ausgewählt: Neben seinem "Memento quia pulvis es" vom 20. Februar

1930, finden Sie das in der Nacht des 8. Mai 1945 geschriebene "Du schlägst noch immer, wie du einst geschlagen, / Mein Herz, und blutest doch aus tausend Wunden", ferner "O du, den niemand kennt" vom 28. Juni 1956 und "Der Tod und ich" vom 30. Juli 1958. Dem frühen "Weltenwanderer" vom 25. Juli 1920 haben wir "O mein Leben, wie bist du dahingeflogen" vom 22. Juli 1957 beigelegt. Aus dem Schaffen des hochbetagten Poeten hängen wir "Tod und Leben" vom 26. Mai 1967 neben das schmerzvolle "Warum hast du mir das angetan, / Furchtbare, grausame, herzlose Macht?" vom 4. Februar 1968.

In der ersten grossen Standvitrine stellen wir die gedruckten Romane Edwards aus. Aufgeschlagene Zweitexemplare zeigen handschriftliche Korrekturen, Marginalien und Änderungsentwürfe des Verfassers; dazu legen wir autografe Erstfassungen und handschriftlich korrigierte Typoskripte. Auch einige der nicht veröffentlichten grossen Romane zeigen wir Ihnen im Typoskript, dabei das interessante sechsbändige Werk "Schloss Falkenstein", in dem Georg Edward das Dritte Reich und den II. Weltkrieg schildert, und das man wohl als sein episches opus magnum bezeichnen darf. Neben dem Konvolut "Weisse Schatten", das autobiographisch motivierte Erzählungen enthält, zeigen wir Ihnen auch die dramatischen Entwürfe "Pygmalion und Myrtale, ein griechisches Märchen in vier Aufzügen" und "Der Fährmann und die Prinzessin, ein Inselemärchen in vier Aufzügen."

Der Verkauf des 1928 erschienenen "Passatwind, Roman aus Westindien", wurde während des Dritten Reiches verboten. Hingegen stellt Ihnen das Bändchen "Die chinesische Sklavin" denjenigen Roman vor, den ein beherzter Verleger ohne Einwilligung der Reichsschrifttumskammer 1940 herausbrachte. Neben die von Frau Dr. Hauschild erwähnte, hier aufgeschlagene Passage aus der "Komödie des Lebens" aus dem Jahre 1950 legen wir den Anfang des 16-spaltigen Zeitungsberichts über die Stadt Quebec, den Edward 1908 in den Hamburger Nachrichten veröffentlicht hatte und wörtlich in seinen Amerika-Roman übernahm. Zu dem Katastrophen-Roman "Feuer unter der Erde" aus dem Jahre 1953 können wir Ihnen die mit eigenhändigen Marginalien versehenen Zeitungsberichte aus dem Jahre 1902 zeigen, die Georg Edward als Anregung und Materialquelle dienten. Auf eine weitere Eigentümlichkeit des schriftstellerischen Schaffens Edwards möchte ich Sie noch besonders hinweisen: In dem

ausgelegten Exemplar des 1965 als Privatdruck erschienenen "Schwanenlied", einem merkwürdigen Versepos, können Sie deutlich sehen, wie der greise Poet durch handschriftliche Ergänzungen seinen ursprünglich eher anspruchslosen Text kalauernd bis zur Absurdität verfremdet.

In der zweiten grossen Standvitrine stellen wir gedruckte Gedichtbände Edwards vor: Zunächst die beiden Fassungen der frühen "Balladen und Lieder" aus der Zeit der Jahrhundertwende, denen wir aufgeschlagene Exemplare mit zahlreichen handschriftlichen Änderungen Edwards beigegeben; hier können Sie sich beispielsweise darüber informieren, wie sich die Ballade "Die Jagd im Ettrickforst" durch derartige Eingriffe textlich wandelte. In dem späten Privatdruck "So steht es geschrieben", einem Sammelband mit Gedichten Edwards aus allen Epochen seines Schaffens, haben wir das den Gesamttitel bestimmende Gedicht aufgeschlagen, das Georg Edwards in biblischem Zorn vorgelegene Abrechnung mit dem Dritten Reich enthält. Für besonders erwähnenswert halten wir den voluminösen autographen Sammelband "Späne aus meiner Werkstatt", denn hier trug der Poet zahlreiche Gedichte aus den verschiedensten Perioden seines Schaffens zusammen, die er ohne erkennbare Leitidee aus den umfangreichen Konvoluten seiner Manuskripte und Typoskripte zog und abschrieb, dabei oftmals auch Textvarianten ausprobierte. Wir haben die zarten lyrischen Gedichte "In deinen Augen" und "Der Fliederbaum" für Sie aufgeschlagen.

In dieser zweiten grossen Standvitrine legen wir auch Dokumente zu Georg Edwards Streit mit Stefan George aus, dabei die autographe Fassung von "Des Friedens Land" neben der von George bearbeiteten Druckfassung in "Blätter für die Kunst", ferner Briefe, Tagebuchzitate und einen autographen Aufsatz Edwards, der diesem Thema gewidmet ist. Ferner zeigen wir Texte und Briefe, die die dauerhafte Freundschaft zwischen Karl Wolfskehl und Georg Edward bezeugen, und schliesslich Dokumente, das Verhältnis zu Alfred und Werner Bock betreffend. Dabei möchte ich auf den vielfach überarbeiteten, handschriftlichen Entwurf einer umfangreichen Würdigung Georg Edwards anlässlich seines 85. Geburtstages durch den Giessener Lyriker Dr. Werner Bock, als Emigrant Literaturprofessor in Buenos Aires geworden, besonders hinweisen. Dieses sehr

interessante Schriftstück wurde uns vom Deutschen Literaturarchiv beim Schiller-Nationalmuseum Marbach für die Ausstellung zur Verfügung gestellt.

Die dritte, kleinere Standvitrine enthält Dokumente zu den unerfreulichen Auseinandersetzungen Edwards mit der Reichsschrifttumskammer, die ihm wegen seiner liberal-humanen Gesinnung, die den intolerant und absurd wertenden Rassestandpunkt des Nationalsozialismus überhaupt nicht zu akzeptieren vermochte, jegliche Druckerlaubnis verweigerte. Neben Beispielen aus dem politisch interessanten Briefwechsel mit seinem Freund und Verleger Wilhelm Dreecken, und neben einem informativen Brief, den uns Herr Professor Dr. Werner Schmidt über Georg Edwards wohlgedachte Versuche, ihm während der Verfolgungszeit zu helfen, für diese Ausstellung zur Verfügung stellte, präsentieren wir auch den von mir in der biographischen Einführung erwähnten, anrührenden Brief der blutjungen polnischen Medizinstudentin Jolanta von Scharkowski, den sie im August 1946 nach ihrer Heimkehr von Wroclaw/Breslau aus an Georg Edward schrieb und in dem sie ihm für seine grosse Güte, immerwährende Hilfsbereitschaft und warmherzige Menschlichkeit während der schweren Zeit ihrer Verschleppung als Zwangsarbeiterin nach Giessen dankte.

Diese Vitrine enthält ausserdem Belege über Georg Edwards scharfäugige journalistische Tätigkeit als junger Zeitungskorrespondent in Chicago, über seine auch von Professoren deutscher Universitäten vielgelobte Lehrtätigkeit als Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Northwestern University Evanston nahe bei Chicago und als Gastprofessor an der Staatsuniversität von Virginien. Von den Exponaten möchte ich das Vorlesungsmanuskript "Die Edward-Ballade" und einen Vortrag über "Conrad Ferdinand Meyer" besonders hervorheben. Aus dem "Book of the Poe Centenary" der University of Virginia (1909) haben wir Edwards Vortrag "Poe in Germany" aufgeschlagen, für den er mit einer Medaille ausgezeichnet wurde. Auch auf Georg Edwards umfangreichen handschriftlichen "Prolog" zu einer Aufführung von Goethes "Der Bürgergeneral" am 21. April 1911 in der Kenilworth Assembly Hall der Northwestern University möchte ich ausdrücklich hinweisen.

In der separat stehenden Tischvitrine (neben dem Eingang) zeigen wir hauptsächlich Familiendokumente und Photographien; viele davon stellten uns

Herr Dr. Hans Herbert Weimar, in Marburg-Marbach lebender Grossneffe des Poeten, sowie das Stadtarchiv Friedberg in der Wetterau für diese Ausstellung im Original zur Verfügung. Neben Bildern der Eltern und Grosseltern können Sie Georg Edward als Baby und als Kleinkind mit seinen Geschwistern betrachten. Ein Ahnenpass aus dem Dritten Reich mit den Standesamtsregistern der Eltern ist aufgeschlagen, und Georg Edwards Geburts- und Taufurkunde als Georg Daniel Eduard August Andreas Geilfus liegt daneben. Aber auch die Urkunde der Grossherzoglich Hessischen Staatskanzlei vom 29. August 1903 legen wir vor, die Georg Edward, geboren als Georg Eduard Geilfus, gestattet und es ausdrücklich verordnet, "daß derselbe statt seines seitherigen Familiennamens in Zukunft den Familiennamen Edward führe." Verbreiteter Missverständnisse wegen bitten wir, dies ganz besonders zu beachten: Der von dem jungen Georg Eduard Geilfus gebrauchte Künstlernamen Georg Edward wurde offiziell und rechtsverbindlich zum Familiennamen umgewandelt!

Auf einem während der Deutschlandreise 1911 aufgenommenen Familienphoto sehen wir Georg Edwards jung verstorbene Gattin Lillie neben seinem alten Vater stehen. In einem vom "Kaiserlich Deutschen Konsulat in Chicago" am 10. Juli 1911 ausgestellten Dokument für diese Deutschlandreise finden wir als "Signalement des Paßinhabers Professor Georg Edward: Alter: 41 Jahre / Haar: dunkelblond / Augen: blau / Nase, Mund: proportioniert / Bart: Vollbart / Statur: mittel." Daneben legen wir den ursprünglichen, bis 1896 gültig gewesenen "Reise-Pass / Deutsches Reich / Grossherzogthum Hessen", am 13. Mai 1893 vom Polizeiamt in Giessen ausgestellt für "Georg Eduard Geilfus, Schriftsteller und Journalist, welcher nach Nord-Amerika reist" / "Personenbeschreibung des Inhabers: Alter: 23 Jahre / Statur: schlank / Haare: hellblond / Augen: blau / Gesichtsform: oval." So erfahren wir, wie zeitgenössische Behörden unseren Poeten sahen.

Auf einer Photographie ist das Haus in dem Chicagoer Vorort Rogers Park zu sehen, in dem Georg Edward vor seiner Verheiratung lebte, davor steht der Hund "Binkie", der im Leben des Junggesellen eine grosse Rolle spielte. In dem mehrfach photographierten Haus Westanlage 49 in Giessen lebte Edward in den Jahrzehnten nach seiner Rückkehr aus Amerika bis zu seinem Tode; die Farbaufnahmen zeigen einige der Deckengemälde dieses Hauses. Dazu legen wir das autographe Gedicht "Mein kleines Haus." Weitere Farbaufnahmen aus dem Jahre 1965 zeigen Georg Edward in seiner Bibliothek und an seinem

Schreibtisch. Dazu legen wir eine Portraitzeichnung, die E.G. Klein anlässlich des 85. Geburtstags des Poeten anfertigte, und die, zusammen mit Edwards Gedicht "Wenn man alt wird", in der örtlichen Tagespresse veröffentlicht wurde. Neben Georg Edwards Todesanzeige zeigen wir ein Farbbild seines Grabes auf dem Alten Friedhof in Giessen, das ich am 16. Juli 1994 anlässlich des 25. Todestages aufgenommen habe, und dazu das autographe Gedicht "Mich stört nicht mehr der Menschheit Lust und Leid."

In den beiden rechten Tischvitrinen legen wir die originalen Tagebücher Georg Edwards aus, die uns das Stadtarchiv Giessen zur Bearbeitung und Edition zur Verfügung gestellt hat. Diese interessanten, kulturgeschichtlich ausserordentlich wertvollen Autographen können Sie nur während des heutigen Eröffnungsabends bewundern, denn nach der Vernissage werden sie wieder im Sicherheitstrakt der Universitätsbibliothek verwahrt. Ab morgen haben Sie dann stattdessen die Möglichkeit, Photokopien anzusehen. Bei diesen Tagebüchern handelt es sich um 13 Bände, die Georg Edward vom 02. Oktober 1946 bis zum 04./06. Juli 1969, also bis kurz vor seinem Tode, mit persönlichen Notizen füllte. In den Bänden I - IX schob er dabei zwischen die aktuellen Tageseintragungen laufend Auszüge aus seinen früheren, wesentlich umfangreicheren Tagebüchern, die er leider vernichtete. Die eigenhändigen Auszüge Edwards beinhalten den Zeitraum vom 19. Juni 1892 bis zum 16. September 1946. In den Bänden X - XIII befinden sich dann nur noch aktuelle Eintragungen.

Wir haben alle 13 Bände für Sie aufgeschlagen. Band I, Seite 28 - 29, mit Notizen vom 04. - 08. Juni 1893, über Spaziergänge in Chicago und den ersten Besuch der grossen Weltausstellung; dazu legen wir einen Stahlstich von dieser Weltausstellung. Band II, Seite 358 - 359, mit Berichten vom 25. - 26. August 1911 über die Wiederbegegnung mit Stefan George bei Karl Wolfskehl in München und einer etwas boshaften Charakterisierung der Person Georges. Band III, Seite 446 - 447, mit Notizen vom 21. - 25. März 1917 über Roosevelts gezielte "Kriegshetze" gegen das Deutsche Reich. Band IV, Seite 234 - 235, mit Eintragungen vom 25. - 29. April 1918 bezüglich der Dienstentlassung als Universitätsprofessor wegen seiner deutschen Staatsangehörigkeit. Band V, Seite 344 - 345, mit Notizen vom 21. Mai bis 5. Juni 1920: Georg Edward sieht sich "wie ein Stefan Georgischer Idiot" behandelt bei der Druckfassung eines

seiner Gedichte. Auf Seite 345 auch ein aktueller Eintrag vom 29. April 1948 über die Langeweile bei der Lektüre von Emile Zolas "Paradies der Damen." Band VI, Seite 226 - 227, mit Notizen vom 5. - 10. September 1928 über den Tod der Ehefrau Lillie. Band VII, Seite 146 - 147, mit Berichten vom 6. - 20. März 1932 über den Tod des Giessener Schriftstellers Alfred Bock. Band VIII, Seite 98 - 99, mit Eintragung vom 18. Februar 1932 über die erste Bekanntschaft mit Rita Hillerbrand, der grossen Liebe seines Lebens, in der Frankfurter Rothschild'schen Bibliothek. Band IX, Seite 102 - 103, mit Notizen vom 27. August bis 26. September 1942 über den Abtransport der letzten Giessener Juden. Band X, Seite 73 - 74, mit Notizen vom 8. - 12. November 1949 zu Äusserungen über nationalsozialistisches Gedankengut. Band XI, Seite 12 - 13, vom 25. August bis 3. September 1952, dabei Reflexionen über seine Misserfolge als Schriftsteller. Band XII, Seite 52 - 53, mit Notizen vom 22. - 30. Mai 1962, dabei Erwähnung Giessener Bekannter (Schauspielerin Maria Perry, General van der Hoop, Universitätskanzleramtsassessor von Oheimb, Kindergärtnerin Inge Anton). Band XIII, Seite 72 - 73, mit Notizen vom 18. Juni bis 4. Juli 1969, dabei die letzte Eintragung vor dem Tode über Henriette Ditschler, eine bewährte Freundin.

In den beiden linken Tischvitrinen legen wir Gedichtautographen aus. Dabei kommt es uns darauf an, die Vielschichtigkeit des poetischen Schaffens Georg Edwards zu demonstrieren. Sie können Einblicke nehmen in Proben zarter, stimmungsvoller Liebes-Lyrik, feinfühligler Naturschilderung, schroffer Milieuschilderung des Grossstadtlebens, aber auch schwül-erotischer, tropischer Exotik, in Elaborate feierlicher Apotheose, neben seltsam anmutenden Versuchen, surrealistische Verse zu produzieren, Sie finden den poetischen Niederschlag leisen, hintergründigen Humors neben derben, simplen Kalauern, aber auch Zeugnisse hilfloser Trauer und alttestamentarisch anmutenden Zorns über die Erbärmlichkeit des Menschen und die unerträglichen politischen Verhältnisse der Zeit.

Dazu legen wir einige Briefe, in denen Georg Edward sein poetisches Schaffen selbst beurteilt.



So sah ich aus, als ich noch jünger war,
Als ich noch Schüchtl' hielt mit den grossen Schlar,
Als jeder Schicksal mir zu Hergen ging
Und mir die Himmel voller Geigen hing,
Jetzt bin ich alt geworden, alt - - - - -
Mein eigener Schicksal ist mir längst genau,
Und nächster Pfad' ist auf dem letzten Lock-
Die Geigen aber hör' ich immer noch.

Georg Edward

27. September 1962.

Porträtphoto des vierzigjährigen Georg Edward
mit Gedicht-Faksimile "So sah ich aus, als ich noch jünger war"

Georg Edward: Wer ist Wer?

Der Verfasser, geboren am 13. Dezember 1869 in Giessen an der Lahn, wo er einen Teil seiner Jugend verlebte. Sein Vater hielt ihn für minderwertig, weil er keinem Korps angehören wollte und weil er sich nichts aus Bier und Wein machte, sondern andere, schuldlosere Talente besass. Er besuchte die humanistischen Gymnasien in Giessen und Mainz. Nur ein mittelmässiger Schüler, der die alten Römer nicht ausstehen konnte, aber für die alten Griechen schwärmte. Sein Glück war, dass er zu "dumm" war, um bei der Infanterie seinen "Einjährigen" abzudienen und deshalb dem Landsturm zugewiesen wurde, und zwar mit Waffe, obwohl er niemals eine solche besessen hat, nicht einmal einen Revolver, wie er einen später in Amerika sehr nötig gehabt hätte, als er an einem Sommerabend von einem Strassenräuber überfallen und bewusstlos liegen gelassen wurde.

Im Mai 1893 Reise nach Amerika als Korrespondent für mehrere deutsche Zeitungen zur Weltausstellung in Chicago. Entschluss, noch ein oder zwei Jahre in Amerika zu bleiben. Inzwischen häufige Vorträge an der Northwestern University in Evanston, einer Nachbarstadt Chicagos. Ein Jahr später Dozent für deutsche Sprache und Literatur an derselben Universität, später zuerst Assistent Professor, dann Associate Professor, obwohl er kein Talent zum Lehrer hatte und die Studenten ihm auf dem Kopfe herumtanzten.

Nach und nach wurde er vierzig Jahre alt, was er aber gar nicht bemerkt hatte, denn er kam sich immer noch sehr jung vor. Im Sommer hielt er Vorlesungen an der Staatsuniversität von Virginia, wobei ihm das Malheur passierte, dass er sich in eine junge Dame verliebte, die siebzehn Jahre jünger war als er und kein Wort Deutsch verstand. Er hatte niemals die Absicht gehabt, seine Unabhängigkeit und Freiheit aufzugeben, aber am 8. Juli 1910 -- er hat das Datum nie vergessen -- fuhr er mit der jungen Dame, die ganz in Weiss gekleidet war und einen grünen Gürtel trug, nach Monticello hinauf und hier an diesem entzückenden Fleck Erde bekam er einen Anfall von Romantik und erzählte ihr, dass er sie liebe. Sie antwortete ihm, dass sie ihn für verrückt halte, aber das

machte die Sache nur noch schlimmer, denn nun musste er ihr beweisen, dass er immer noch Herr seiner fünf Sinne war. Es gelang ihm auch nach einiger Mühe, sie davon zu überzeugen, und er heiratete sie wirklich in den folgenden Weihnachtsferien. Er kam sehr gut mit ihr aus, weil er ihr jede beliebige Freiheit liess und sie nicht an seinen Schreibtisch fesselte, wie er das als Gelehrter hätte tun müssen. Sie war sehr hübsch, sehr liebenswürdig und aufgeweckt und hatte das Talent, in der Gesellschaft bei der Unterhaltung diese immer auf das zu lenken, was den anderen interessierte. Er konnte sich mit ihr sehen lassen.

Im Sommer reiste er nach Europa und brachte seine Gattin, die er unterwegs zweimal verloren hatte, mit, besuchte Hunderte von Verwandten, Bekannten und Freunden und war froh, als er wieder auf dem Dampfer sass, der ihn nach Amerika zurückbrachte.

Seine junge Frau hat nie eine Zeile von ihm gelesen. Ihm war das völlig gleichgültig, weil es nicht nötig war, im Gegenteil dachte er, einer der beiden Goncourts habe recht, wenn er sagt, es müsse für einen produktiven Menschen furchtbar sein, eine Frau zu haben, die sich in seine Arbeiten einmische, ihm Ratschläge gebe oder ihn korrigiere. Seine Frau war für amerikanische Verhältnisse ziemlich gebildet, besonders auch sehr belesen und spielte brillant Klavier. Trotzdem sie völlig unsentimental war, schwärmte sie für Goethe's Werther, den sie in einer Übersetzung kennen gelernt hatte, doch am meisten war sie von Tolstoi eingenommen, dessen Sohn Ilja sie kennen gelernt und der ihr viel von seinem Vater erzählt hatte. Für mich schwärmte sie dagegen nicht. Übrigens haben wir keine Kinder gehabt, weil sie keine wollte, und wenn eine Amerikanerin keine Kinder haben will, bekommt sie keine.

Kurz nachher brach der Erste Weltkrieg aus, der ihm zum Verhängnis wurde. Er war der einzige Deutsche unter den vielen Professoren der Northwestern University, man behandelte ihn anständig, aber ein weiblicher "Kriegsrat" begann plötzlich, der Universität Vorwürfe zu machen, weil sie einen "Hunnen" beschäftige. Die Presse nahm diese Phrase auf und begann zu drohen, und so blieb den Universitätsbehörden nichts anderes übrig, als sich dem Druck zu beugen und den deutschen Professor zu entlassen. Es war kurz vor dem Ende des Krieges, der Verfemte hat bis zum Schluss des Sommersemesters 1918 Vorlesungen gehalten, wenige Monate später ist der Waffenstillstand da. Er packt, da er andere Arbeit nicht finden kann, seine Koffer, und reist mit seiner

Frau zu seinen Schwiegereltern. Im subtropischen Klima erkrankt er an Malaria, kehrt deshalb nach Jahresfrist nach Chicago zurück und übernimmt kurz nachher die Verwaltung der Benjamin-Franklin-Bibliothek und das dazu gehörige Archiv eines reichen Privatmannes aus Evanston, das er zwölf Jahre lang betreut und ausbaut, wobei er fünf junge Mädchen und einen jungen Mann zu Gehilfen hat. Um diese Zeit erkrankt seine Frau an Multipler Sklerose und stirbt zwei Jahre später, ohne je das Bett wieder verlassen zu haben.

Einige Zeit später hat er das Unglück, dass er sich noch einmal verliebt, die junge Dame ist fünfunddreissig Jahre jünger als er, was er aber nicht merkt, da er seit Jahren vergessen hat, sein Alter zu beachten und sich immer noch sehr jung fühlt. Und die junge Dame verliebt sich in ihn und beide wären glücklich miteinander, wenn sie nicht in Deutschland einen Bräutigam hätte, der auf das Versprechen pocht, das sie ihm gegeben hat. So reist sie nach Deutschland zurück und er freut sich ungeheuer, als er ihre Heiratsanzeige erhält. Verliebt hat er sich später trotzdem noch einmal.

Als die Franklin-Bibliothek schliesslich an die Yale-Universität in New Haven in Connecticut geht, hat er genug von Amerika und kehrt im Jahre 1931 nach Deutschland zurück. Es ist die Zeit der Hitlerbewegung, für die er, aus einer grossen und freiheitlichen Republik kommend, kein Verständnis aufzubringen vermag. Er wird als "politisch unzuverlässig" verdächtigt und sein Roman "Passatwind", in dem verschiedene Rassen eine andere, weit bessere Rolle als die sogenannten Arier spielen, beschlagnahmt. Ausserdem wird ihm verboten, ein weiteres Buch oder einen Artikel oder überhaupt etwas Geschriebenes zu veröffentlichen. So beschliesst er, sich den Teufel um die Hitlerei zu kümmern, und setzt sich hin und verfasst mehrere Bücher, die nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Regierung erscheinen. Er schafft eine grössere Anzahl von Romanen, Erzählungen und Gedichten, da aber an eine Veröffentlichung nicht zu denken ist, bleiben die Sachen unbenutzt liegen. Dazu kommt allerdings, dass er sich nur wenig Mühe gibt, einen Verleger zu finden, denn die Verleger haben alle ihren Idealismus verloren und denken nur noch daran, Geld zu verdienen und dem elenden Geschmack des Publikums zu schmeicheln. Wo man früher ein Buch las, um sich zu beruhigen, liest man es jetzt, um sich aufzuregen. Am Ende hat der Verfasser den neunzigsten Geburtstag erreicht, er kommt sich immer noch nicht alt vor und der Kulturreferent seiner Heimatstadt Giessen hält eine schöne Rede auf ihn nach dem Muster: "De mortuis nihil nisi

bene" und die zwei Lokalzeitungen bringen ähnliche Artikel. So weit reicht sein Ruhm.

Giessen, im Dezember 1859

Georg Edward



Porträtphoto des fünfzehnjährigen Dichters

Georg Edward

Die ersten zwanzig Jahre meines Lebens

And if the Wine you drink, the Lip you press,

End in what All begins and ends in – Yes;

Think then you are To-day what Yesterday

You were – To-morrow you shall not be less.

(Edward Fitzgerald's Rubáiyát des Omar Khayyám)

[Gießener Kindheitserinnerungen]

Als ich das Licht der Weit erblickte, hatte Gießen wenig mehr als neuntausend Einwohner. Es war eine kleine Provinzhauptstadt, die ein Jahr vorher ein Regiment Infanterie erhalten hatte und eine Universität besaß, die aus einem mittelgroßen Gebäude auf dem Brand bestand und eine Anzahl studentischer Verbindungen aufwies, die mit farbigen Mützen und Bändern die Gassen und Straßen belebten. Der Bruder Georg Büchners, der später als Professor Alexander Büchner in Caen in Frankreich lebte, hat in seinen Erinnerungen Gießen "das Universtätsdorf" getauft. Diese Ehrenbezeichnung bezog sich auf ein Gießen früherer Jahre, aber in meiner Jugendzeit merkte man immer noch, daß das Dorf noch nicht verschwunden war, denn es gab noch eine größere Anzahl

Ökonomiehöfe mitten in der Stadt, die sich durch ansehnliche Misthaufen und den dazu gehörigen unangenehmen Geruch auszeichneten.

Mitten zwischen unschönen, engbrüstigen Häusern und herrlichen Gärten, die innerhalb und außerhalb der Stadt lagen, bin ich aufgewachsen. Gießen war im wahrsten Sinne des Wortes eine Gartenstadt. Da nicht überall Bürgersteige vorhanden waren, gewöhnte man sich daran, mitten auf dem Fahrdamm zu gehen, und es wurde behauptet, man erkenne die Gießener in jeder größeren Stadt daran, daß sie nicht zu wissen schienen, wozu Bürgersteige vorhanden seien, weil sie auch dort mitten auf der Straße marschierten.

Wir Kinder konnten ungefährdet mitten auf der Straße spielen und wurden nur selten durch einen von Kühen gezogenen Bauernwagen gestört. Manchmal verscheuchte uns allerdings die einzige herrschaftliche Equipage, die es in der Stadt gab und die der Familie Gail gehörte, oder eine Mietskutsche des alten Huhn, dessen Hof sich in der Judengasse gerade neben den meinem Vater gehörigen Gebäuden befand.

Das Haus, in dem ich geboren war, war alt und schief, aber groß und weitläufig. Mein Urgroßvater Wirth hatte es erbaut und es zeichnete sich dadurch vor den Nachbarhäusern aus, daß es eine ungewöhnlich große Anzahl von Zimmern besaß. Rechts neben der Haustür war in großen Buchstaben die Inschrift "Lit. D, No. 43" angebracht. Die Stadt war nämlich in Distrikte nach dem Alphabet eingeteilt und jedes Haus wies eine ähnliche Bezeichnung auf. Ich hätte das längst vergessen, wäre die Nummer nicht auch auf unserem Feueereimer aufgemalt gewesen. Jedes Haus besaß einen solchen Eimer, der sofort, nachdem die Glocken der Stadtkirche Alarm zu läuten begannen, von einem Bewohner an die Brandstätte geschafft werden mußte. Mir machte das besonderen Spaß, weil ich mit dem Eimer, der ein ziemliches Gewicht aufwies, fast immer früher ankam als die Städtische oder die Freiwillige Gail'sche Feuerwehr mit ihren schwerfälligen Spritzen, die von den Mannschaften gezogen oder geschoben werden mußten. Nur wenn in einem benachbarten Dorf Feuer ausgebrochen war, wurden zwei Pferde vor die Spritze gespannt.

In den Jahren, von denen ich hier spreche, gab es noch kein elektrisches Licht, kein Telephon, keine Flugzeuge, kein Radio und natürlich kein Fernsehen. Die Menschen, die nicht zu Fuß gehen wollten, benutzten Wagen, die von Pferden gezogen wurden, und kein Mensch dachte daran, daß es einmal Fuhr-

werke geben könnte, die durch eigene Kraft getrieben würden. Immerhin hatte man bereits Telegraphie und das transatlantische Kabel, und die Bahnwagen wurden durch Dampfmaschinen fortbewegt. Statt der elektrischen Straßenbeleuchtung gab es Gaslaternen, die Abend für Abend von einem Manne, der ein brennendes Licht auf einer Stange trug, angezündet und um Mitternacht mit Ausnahme der Richtlaternen an den Straßenecken wieder ausgelöscht wurden. Die einzigen Flugzeuge, die man kannte, waren Ballons, die sich seit der Erfindung durch die Brüder Montgolfier nicht geändert hatten und deren Flug, wenn er einmal in unserer Stadt oder der nächsten Umgebung stattfand, die ganze Bevölkerung auf die Beine brachte und natürlich für uns Kinder ein großes herrliches Wunder vorstellte, über das wir uns wochenlang nicht beruhigen konnten.

Gießen hatte damals noch keine Fahrtverbindung mit den benachbarten Dörfern, weshalb die Arbeiter beiderlei Geschlechts jeden Morgen zu Fuß in die Stadt gewandert kamen und am Abend auf dieselbe Weise wieder an ihre Wohnorte zurückkehrten. Es waren mehrere tausende.

Das Haus meines Vaters lag in der "Marktstraße" an einer Stelle, an der diese ihren Namen in "Neustadt" änderte. Eigentlich bestand unsere Wohnung aus mehreren Häusern, die miteinander verbunden waren, so daß die Schlafzimmer sich in einem anderen Gebäude befanden, als die Empfangs- und Speisezimmer. Mit Ausnahme des Vorderhauses zogen die Häuser sich an einer Gasse hin, die den Namen "Judengasse" führte und früher einmal ein Ghetto beherbergt hatte. Später, als die Gießener vornehmer geworden waren, änderten sie den Namen in "Rittergasse" um, taufte auch die alte "Kuhgasse" in "Wettergasse" um und "Des Teufels Lustgärtchen" in "Teufels Lustgärtchen," wobei sie behaupteten, ein Mann namens Teufel habe hier ehemals einen Garten besessen. Man braucht sich aber nur einmal daran zu erinnern, wie es die Studenten vor zweihundert Jahren in Gießen getrieben haben, und man wird verstehen, warum die paar armseligen Häuser, aus denen die Gasse besteht, diesen Namen erhalten haben. Gießen darf gewiß sein, daß keine einzige Stadt in Deutschland einen so amüsanten poetischen Namen aufweisen kann, und sollte stolz darauf sein.

Mein Geburtshaus war so alt, daß die Zimmer teilweise schiefe Böden aufwiesen, so daß unsere Stühle mit Klötzchen versehen waren, damit sie gerade stehen konnten. Außerdem wimmelte das Gebäude von Ratten. Diese

lieblichen Tierchen hausten hauptsächlich auf dem Speicher des Vorderhauses, kamen aber häufig die Treppe von dort herunter und ließen die Mägde, die ihnen begegneten, laut um Hilfe schreien. Oben auf dem Speicher spielten die Ratten mit einem Zwirnrollchen und es ist niemals gelungen, es ihnen abzuja-gen.

Ein paar Schritte von unserem Haus entfernt mündete die "Bahnhofstraße" in die "Marktstraße." Die "Bahnhofstraße" bestand gerade hier aus fußtiefem Schlamm, weshalb sie den schönen Namen "Schipkapaß" erhielt. Gerade damals fanden blutige Kämpfe zwischen den Russen und den Türken am Schipkapaß im heutigen Bulgarien statt, wobei Wagen und Kanonen beider Gegner im dortigen Schlamm stecken blieben und nicht weiter konnten. Auch in der "Bahnhofstraße" in Gießen blieben Schubkarren und von Hunden gezogene Wägelchen im Schmutz stecken, weshalb der Volksmund den Ort mit dem schönen Namen belegte. Jetzt erhält noch das "Gasthaus zum Schipkapaß" an der Ecke "Bahnhofstraße" und "Kaplangasse" die Erinnerung an die volkstümliche Bezeichnung aufrecht.

Ich wußte schon als kleiner Junge, warum die Bewohner Gießens in den Nachbarorten "Schlammbeißer" genannt wurden. Man hat später die Bedeutung des Namens vergessen und alle möglichen Erklärungen dafür erfunden. "Schlammbeißer" ist aber weiter nichts als der Name eines munteren Fisches, der in der Lahn und den umliegenden Gewässern massenhaft vorkommt, und da Gießen auf einem sumpfigen Untergrund erbaut ist, war es naheliegend, seine Bewohner mit diesem Namen zu belegen. Der Fisch besitzt nämlich die Eigenschaft, sich im Schlamm eines Flusses oder Teiches festzubeißen und lange Zeit in dieser seltsamen Lage zu verharren. Ich habe mich jedenfalls niemals darüber geärgert, daß ich als "Schlammbeißer" bezeichnet wurde, eher habe ich mich darüber gefreut.

Meine Mutter habe ich kaum gekannt, denn sie starb schon, als ich kaum fünf Jahre alt war. Sie soll eine sehr schöne Frau gewesen sein und ich sehe sie noch vor ihrem Spiegel sitzen und sich die langen blonden Haare bürsten und bei solchen Gelegenheiten sang sie mir kleine Lieder von Schubert oder Schumann vor und manchmal ein Volkslied. Ich war ihr ältestes Kind, nach mir kamen noch ein Bruder und zwei Schwestern. Mein Vater brachte es auf neunundachtzig Jahre. Er hatte Chemie studiert und bereits sein Staatsexamen

als Apotheker bestanden, als er meine Mutter kennen lernte und sich in sie verliebte. Sie soll ein nettes, sehr liebenswürdiges junges Mädchen gewesen sein und er verlobte sich schon bald mit ihr. Er war Korpsstudent und hatte sich gerade damals mit einer Anzahl Burschenschaftlern geprügelt, weshalb er vom Universitätsrichter zu vier Wochen Karzer verurteilt worden war, eine Strafe, die er am Morgen nach seiner Verlobung antreten mußte. Zufällig kam an einem der nächsten Tage bei den Eltern meiner Mutter, dem Gerichtsadvokaten Thorwart und seiner Gemahlin, die Sprache darauf, daß es töricht sei, wenn Studenten sich mit jungen Damen verlobten, ehe sie irgend eine feste Anstellung hätten. Meine Mutter fühlte sich natürlich getroffen und bemerkte, das sei doch nicht so schlimm, und gestand dann, daß sie sich gerade mit einem solchen Studenten verlobt habe. Als sie dann gefragt wurde, wer es sei, versetzte sie, er sei aktiv bei den "Starkenburgern" und habe Chemie studiert. Und wo er sich befinde? Worauf meine Mutter der Wahrheit gemäß antwortete: "Im Karzer!" Mein Vater gab nachher seinen Plan, eine Apotheke zu erwerben, auf, übernahm das gutgehende Geschäft meines Urgroßvaters und wurde ein vermöglicher Mann.

In unserer Familie gab es eine ganze Anzahl von komischen Käuzen. Ich hatte einen Großonkel, einen Junggesellen, der in seinen Zimmern eine Unmenge Singvögel hielt und der jeden Nachmittag um Fünf Uhr, gleichgültig ob es regnete oder die Sonne schien, nach dem Wirtshaus am Philosophenwald hinauswanderte, seinen Tee bei sich in der Tasche trug und sich vom Wirt eine Tasse heißen Wassers bringen ließ, in die er seinen Tee hineinschüttete. Er hieß Müller und stammte aus Hanau und allgemein nannte man ihn den "Teemüller." Seine Schwester war meine Urgroßmutter. Als diese mit ihrem Gatten nach Gießen kam, liefen die Leute hinter ihr her, weil sie einen Hut trug. Das ärgerte sie so sehr, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, sich in die nächste Postkutsche setzte und nach Hanau zurückfuhr, wo man zweifellos fortschrittlicher war als in Gießen. Mein Urgroßvater reiste ihr sofort nach und brachte sie nach Gießen zurück. Ich habe beide gut gekannt, denn ich war sieben Jahre alt, als meine Urgroßmutter siebenundsiebzig Jahre alt starb, und zehn Jahre, als ihr Gatte neunzigjährig zu Grabe getragen wurde. Die Schwester meiner Urgroßmutter, die alte Tante Ochs, pflegte zu sagen: "Wir Müllers sein alles Narren," und ich bin überzeugt, daß das schon damals auch auf mich zutraf.

Wir hatten allerlei Verwandte in Amerika, die häufig nach Deutschland herüberkamen und bei uns wohnten. Ein Onkel von mir, der Bruder meiner Mutter,

der ein großer Jagdliebhaber war, stellte sich so ziemlich jedes zweite Jahr ein, um irgendwo in der Umgegend auf die Jagd zu gehen. In Amerika, sagte er, sei das sehr unangenehm und schwierig, man müsse ganze Kisten voll Lebensmittel mitnehmen, dazu Zelte und einen Kochherd, und man sei auch gezwungen, weite, gänzlich unbewohnte Gegenden zu Fuß zu durchwandern. Zu seinen Eigentümlichkeiten gehörte es, daß er hässliche Frauen nicht leiden konnte und polternd einen Tisch verließ, wenn zufällig eine zugegen war. Bei seinen Besuchen bei uns brachte er gewöhnlich seine Frau, eine geborene Französin, und eine seiner drei Töchter mit. Diese waren wenig älter als ich. Damals war ich sechs Jahre alt und hielt es natürlich für meine Pflicht, einer meiner kleinen Kusinen, die in drei Sprachen radebrechte, Deutsch beizubringen und zwar folgendermaßen: "Du darfst nicht sagen 'springe', Du mußt sagen 'springen', man kann auch sagen 'hüppe'." Ich hatte aber kein Glück bei ihr, sie machte sich über die Gießener Sprache lustig, weil man "der Tisch" und "die Lampe" sage, es müsse doch heißen "das Tisch" und "das Lampe." Ihre Mutter wurde mit einem einzigen Artikel fertig, sie sagte "die Onkel" und "mit die Onkel," und "die Haus" und so weiter.

Nichts hat in meiner Jugend einen so großen und nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht wie die Liebe meines Vaters für Tiere und Vögel. Er pflegte zu sagen, es sei nötig, daß wir mit Tieren zusammen aufwüchsen, damit wir Verständnis dafür bekämen, wie man mit ihnen umgehen müsse und was man von ihnen erwarten könne und was nicht. Er prägte uns immer wieder ein, daß ein Tier, verglichen mit den Menschen, ein armes Wesen sei, das seine Leiden und Schmerzen nicht auszusprechen vermöge, und dem wir deshalb in den meisten Fällen hilflos gegenüber stünden. Wir sollten lernen, uns nicht nur über die Tiere und Vögel zu freuen, sondern auch mit ihnen zu trauern.

Soweit mein Gedächtnis zurückreicht, besaßen wir Hunde. Da war eine kleine Pinscherhündin, die zwanzig Jahre alt war, als sie eines Morgens tot in der Nähe der Pferdeställe gefunden wurde. Sie hatte eine Menge Kinder zur Welt gebracht und die halbe Stadt war damit versorgt worden. Wir besaßen auch einen prachtvollen schwarzen Neufundländer, der eines Tages in einen furchtbaren Kampf mit einem Metzgerhund geriet und von der Polizei in die Veterinäranstalt gebracht wurde, weil der Metzgerhund im Verdacht stand, toll zu sein. Unser Hund ist nie zu uns zurückgekehrt, sondern in der Anstalt getötet worden. Ich hatte versucht, die beiden Hunde auseinanderzureißen und dabei

einen Biß in die linke Hand bekommen, von dem heute noch die Narbe sichtbar ist. Toll bin ich aber nicht geworden. Außer Hunden hatten wir eine ganze Anzahl Kaninchen, die einmal gestohlen, aber alle wieder zurückgegeben wurden. Wir hatten eine Ziege, der wir eine rote Schabracke umhängten, und einen Raben, der wie ein Hündchen hinter uns herlief. Natürlich hatten wir auch Hühner, Enten, Gänse, auch Puter, die aber schon früh starben. Auch weiße Mäuse hatten wir. Und selbstverständlich Goldfische, Salamander und Eidechsen. Als aber eines Tages ein Salamander in den Pantoffel meines Vaters geraten war und als zerquetschte Leiche herausgezogen wurde, mußten wir die Zähmung von Eidechsen und Salamandern aufgeben.

Zur Zeit meiner Jugend trugen die Frauen Röcke, die bis auf die Füße hinabreichten, und wenn die Damen sich in Gesellschaft auf einen Stuhl setzten, gehörte es sich, daß sie die Füße so weit unter die Kleider zurückzogen, daß man sie nicht mehr sehen konnte. Die Leute waren damals sehr spießbürgerlich anständig. Wenn ein Herr gleichzeitig mit einer Dame die Treppe hinaufstieg, mußte er vorausgehen, damit er nicht etwa einen unzüchtigen Blick auf die weiblichen Fußgelenke werfen könnte. Die langen Röcke hatten aber die Eigenschaft, daß sie wie Kehrbesen Straße und Zimmer reinfegten und die kleinen roten Flöhe, die es damals noch tausendfältig gab, brauchten keine großen Sprünge zu machen, wenn sie einer Dame einen Besuch abstatten wollten. Später sind die Röcke kürzer und kürzer geworden und jetzt reichen sie nur noch bis zum halben Oberschenkel hinab, so daß selbst der geriebenste Floh nicht mehr imstande wäre, einen so weiten Sprung zu machen. Deshalb sind die armen Flöhe nach und nach Hungers gestorben.

Nicht weit entfernt von unserem Hause befand sich einer der wichtigsten öffentlichen Plätze der Stadt. Er hieß "Oswaldsgarten" und hier wurden zweimal im Jahre die Paraden des Gießener Infanterieregiments Nummer 116 abgehalten, wenn -- am Geburtstag des Deutschen Kaisers und des Großherzogs von Hessen -- der Oberst ein dreimaliges Hoch auf die hohen Herrschaften ausbrachte und dreimal die alte vom Krieg zerfetzte Regimentsfahne gesenkt wurde. Sonst war der "Oswaldsgarten" der Ort, wo es fast immer etwas zu sehen gab, nicht nur während der Frühjahrs- und Herbstmesse, wenn die Bauern aus den benachbarten Dörfern scharenweise in ihren bunten Trachten in die Stadt kamen, sondern auch sonst, wenn Schaubuden aller Art hier ihr Quartier aufschlugen. Da gab es Menagerien, Zirkusse, Schießbuden und Karusselle,

Zauberkünstler und Zigeunerinnen, die aus der Hand wahrsagten. Einmal war da ein Flohzirkus, der mich ungeheuer faszinierte, weil dort ein Floh zu sehen war, der auf Befehl seines Herrn einen Luftsprung in eine hingehaltene Schachtel machen konnte ohne je daneben zu springen. Auch daß ein weiblicher Floh an einem einzigen Tag viermal Urgroßmutter wurde, kam mir unbegreiflich vor und ich war froh, daß es bei den Menschen nicht ebenso war. Der Besitzer des Flohzirkus war ein polnischer Jude, der am Schluß jeder Vorstellung mit wundervollem Augenaufschlag die reizenden Verse zu zitieren pflegte:

"Denn mit Geduld und mit die Zeit

Bekömmst die Flöh ihre Fertigkeit!"

Die Flöhe, die ehemals millionenweise unser Land bevölkerten, sind nun längst ausgestorben, aber das hübsche Sprüchlein hat mich durch mein ganzes, langes Leben begleitet und mir immer geholfen, wenn ich über etwas die Geduld verlor.

Einmal lud Staatsanwalt Zimmermann meinen Vater und mich ein, eine Guillotine zu besichtigen. Am Tage vorher war ein armer Teufel hingerichtet worden, der einige Zeit vorher einen Mord begangen hatte. Morde waren damals etwas ganz Seltenes und kamen im Großherzogtum Hessen höchstens einmal im Jahre vor, und wir hatten zwölf Monate lang genug davon. Das Gerüst, auf dem die Exekution stattgefunden hatte, war im Hofe des Justizgebäudes aufgeschlagen. Natürlich hatte der Scharfrichter, der übrigens seines entsetzlichen Amtes in Frack und Zylinder gewaltet hatte, das Beil mit weggenommen, aber auch ohne es war der Anblick ein erschütternder. Der Gedanke, daß hier ein Mensch auf blutige Weise um sein Leben gekommen war, erfüllte mich mit solchem Entsetzen, daß ich zu zittern begann, so daß mein Vater mich schleunigst wegführen mußte. Ich konnte in der folgenden Nacht kein Auge schließen, so furchtbar waren die Bilder, die mir meine aufgeregte Phantasie vorgaukelte.

Gießen war keine schöne Stadt, aber es besaß prächtige Anlagen und einen Spazierweg, der von zwei Reihen Linden gebildet wurde und ungefähr da, wo sich einmal die Festungsmauern erhoben, die Altstadt einschloß. An der Ecke "Schanzenstraße" und "Westanlage" befand sich die "Georgenschanze," die vom hessischen Landgrafen Georg. II. erbaut worden war. Da sich gerade der Schanze gegenüber der große Garten befand, den mein Vater von meinem Ur-

großvater gekauft hatte, war sie ein beliebter Spielplatz für uns Kinder geworden. Sie bestand aus einer dunklen Höhle, die eine seltsame, in Stein gehauene Inschrift in sich barg, welche die Mitteilung enthielt, daß der Landgraf die Schanze zum Schutz seiner Stadt Gießen errichtet habe. Eines Tages wurde aber die Schanze gesprengt, um Raum für "Die Schur" zu machen, wie die Anlage genannt wurde, die rings um die Stadt lief. Da wir Jungen uns natürlich darüber ärgerten, daß wir unseren beliebten Spielplatz einbüßen sollten, freuten wir uns diebisch darüber, daß die Sprengversuche eine Zeitlang mißglückten, weil das Bauwerk so stark war, daß man eine Unmenge Dynamit verschießen mußte, ehe die Steinplatten im Inneren nachgaben.

[Frühe Schulzeit]

Als ich sechs Jahre alt war, kam ich in die Schule. Mein Vater hatte mir vorher von einem Lehrer namens Brücher deutschen Unterricht erteilen lassen und ich konnte bereits ganz gut lesen und schreiben, ehe ich in die Vorschule der Realschule eintrat. Diese Vorschule befand sich in der städtischen Turnhalle, die zwischen der Synagoge und dem jenseits der "Bismarckstraße" gelegenen neuen Gymnasialgebäude gelegen war. Jeden Morgen mit Ausnahme von Sonntagen kleppte es fünfzehn Minuten vor acht Uhr auf dem alten Rathaus am Marktplatz. "Kleppte" war der allgemein gebrauchte Ausdruck für das Geräusche einer kleinen schrillen Glocke, die für das ganze Stadtgebiet verkündete, es sei Zeit, daß die Schulkinder sich auf den Weg machten. Um acht Uhr ertönte sie abermals, um anzuzeigen, daß die Schulen mit ihrer Arbeit angefangen hätten. Zwischen dieser Glocke und uns Schulkindern bestand ein eigentümliches Verhältnis. Wir hatten das Gefühl, daß das kleine Ding, das man von der Straße sehen konnte, wie es aufgeregt hin und her pendelte, nichts weiter im Sinn hatte, als uns davor zu warnen, daß wir zu spät in die Schule kämen, und nachher seine Zufriedenheit darüber auszudrücken, daß wir mit unserer Arbeit angefangen hatten. "Hat es schon gekleppt?" fragten wir einen Jungen. "Nein, aber es wird gleich kleppen," lautete die Antwort.

Jeden Morgen kam ich an meiner Schule an, ehe es zum zweiten Male klappte. Jeden Morgen stand der alte ehrwürdige Rabbiner Levi, der hinter der Synagoge wohnte, an seinem Tor und dankte mir freundlich lächelnd, wenn ich die Mütze vor ihm abnahm. Einmal, als tempelschänderische Diebe nachts in das Gotteshaus eingebrochen waren und alles geraubt hatten, was nicht niet- und nagelfest war, nahm er mich bei der Hand und zeigte mir, wie die Banditen gehaust hatten. Sogar die goldenen Buchstaben auf dem Vorhang, der das Allerheiligste abschloß, hatten sie herausgeschnitten. Jahre später, als ich nicht mehr im Gymnasium war, zeigte der alte Herr, als ich gerade vorüberging, mir stolz einen Brief seines Sohnes, worin dieser über die Erstaufführung von Wagners "Parsifal" schrieb. "Er hat nicht mehr gut mit dem Wagner gestanden," sagte der alte Rabbiner, "aber da hat er ihn gebeten, um Gotteswillen den Parsifal zu dirigieren und da hat er endlich nachgegeben, weil er einen alten Freund nicht im Stich lassen wollte. Er ist ein guter Junge, mein Sohn Hermann." "Mein Vater sagt, er sei der bedeutendste Dirigent in Deutschland," bemerkte ich und da sah ich, daß der alte Mann Tränen in den Augen hatte.

Zu unserer Klasse in der Städtischen Turnhalle mußte ich drei Stockwerke hoch bis unter das Dach klettern. Unser Lehrer hieß Scherer, mit seinem Spitznamen "Klebermehl", den er immer beibehielt, auch später, als er aus der Realschule ins Gymnasium hinübergenommen worden war. Das Gymnasium besaß damals noch keine Vorschule und erst nach drei Jahren in der Realschule konnte man in das Gymnasium aufgenommen werden. Nachdem man die Aufnahmeprüfung bestanden hatte, kam man in die Sexta in dem damals neu errichteten Gymnasialgebäude in der Südanlage. Ich wäre gerne in der Realschule geblieben, wo ich eine Anzahl Freunde hatte, aber ich fügte mich dem Wunsch meines Vaters und schrieb ein so gutes Deutsch bei der Prüfung, daß sich die Pforten zur Schule weit für mich öffneten. Aber ich war und blieb nur ein mittelmäßiger Schüler und habe mehr als einmal hören müssen, es werde nie etwas aus mir werden, weil ich nur lernte, was mir gefiel und was mich interessierte. Außerdem langweilte ich mich. Zwei Stunden Lateinisch jeden Morgen, dann eine Stunde Griechisch -- das andere war von geringer Bedeutung. Besonders der deutsche Unterricht, der mir am meisten am Herzen lag, war empörend unbedeutend. Unser Klassenführer, der auch unsere lateinischen Arbeiten kontrollierte, war viel zu bequem, um sich den Kopf über ein Thema für den deutschen Aufsatz zu zerbrechen, deshalb nahm er irgend einen Abschnitt aus

Caesar, Virgil oder Ovid und ließ uns darüber schreiben. Infolgedessen war mein Deutsch mit lateinischen Phrasen und Konstruktionen gespickt und ich hatte später große Mühe, mich davon zu befreien.

Wenn es Winter wurde, widmete ich mich, unter ziemlicher Vernachlässigung meiner Schulaufgaben, geheimer Lektüre. Auf dem Speicher unseres alten Hauses hatte ich eine Menge Bücher entdeckt, darunter sämtliche Werke von Wieland und von Herder, Arnims "Kronenwächter", Fouqués "Zauberring", Eichendorffs Gedichte und die ersten Bände der Schlegelschen Shakespeare-Übersetzung. Vor allen Dingen aber Heines "Buch der Lieder" und Goethes und Lenaus Gedichte und "Savonarola". Ich las natürlich alles wild durcheinander, aber ich war schon bald nicht mehr zufrieden damit, ich wünschte auch zu erfahren, welche Stellung jedes Werk in der Geschichte der deutschen Literatur einnahm, was für ein Mensch der Verfasser war, was er noch geschrieben hatte und woher er stammte. Ich sparte also mein Taschengeld und kaufte mir Königs "Deutsche Literaturgeschichte", die ich im Schaufenster einer Buchhandlung ausgelegt gesehen hatte, und wenn das Werk auch wenig wissenschaftlich und nur für brave bürgerliche Familien geschrieben war, so war er für mich doch von unschätzbarem Wert, da es mich schon damals auf Dichter und Schriftsteller aufmerksam machte, die ich noch nicht kannte. Es mag lächerlich klingen, wenn ich erzähle, daß ich mich damals für Klopstocks "Messias" begeisterte und die zwanzig sprachgewaltigen Gesänge einen nach dem anderen las, weswegen ich später oft verspottet wurde. Von größter Wichtigkeit waren für uns junge Menschen die gelben Hefte von Reclams Universalbibliothek, die Nummer zu zwanzig Pfennigen. Gerade die deutschen Klassiker waren uns dadurch zugänglich gemacht.

Mein bester Freund während dieser Jugendjahre, mit dem ich fast täglich zusammen war und der mein ganzes langes Leben mein Freund geblieben ist, war in einem Haus in der Marktstraße in der nächsten Nähe meines väterlichen Hauses geboren. Er hieß Heinz Schäfer und war, wie der Darmstädter Bankier Wolfskehl mir gegenüber später einmal äusserte, ein "Finanzgenie." Sein Vater betrieb ein kleines Geschäft und war mit einer Frau aus der Schweiz verheiratet. Sein Bruder Karl nahm an unseren Spielen teil, starb aber frühzeitig und seine Beerdigung war die erste, der ich beigewohnt habe. Heinz und ich waren große Spaziergänger, wir haben unzählige Ausflüge miteinander gemacht und es gab keinen schönen Ort in der Umgegend unserer Stadt, keine Burg, keinen Wald

und kein Dorf, das wir nicht früher oder später auf unseren Wanderungen besucht hätten. Unterwegs kehrten wir in Dorfwirtshäusern ein und unterhielten uns mit den anwesenden Bauern, deren Dialekt uns allerdings einige Schwierigkeiten bereitete. Einmal waren wir in der Nähe des Dorfes Heuchelheim an einem steilen, hohen Felsen emporgeklettert. Wir waren auch beinahe oben am Rand angekommen, als mich plötzlich lähmende Angst befiel und ich nicht weiter konnte. Heinz stand bereits oben, aber als er merkte, in welcher Gefahr ich mich befand, stieg er sofort herunter, erfaßte mich am Arm und riß mich zu sich hinüber, bis ich festen Fuß fassen konnte. Es war höchste Zeit, eine Sekunde später wäre ich den Abhang hinabgestürzt und unten zerschmettert liegen geblieben. Heinz hatte sich selbst der Gefahr ausgesetzt, abzustürzen. Er war ein Mensch, wie man heute nicht viele findet, aufrecht, furchtlos, geradeaus, ein Mensch, den nichts verwirrte, der wußte, was er wollte. Er war ein grosser Verehrer von Fritz Reuter und zitierte bei unseren Ausflügen ganze Seiten aus dessen Dichtungen, dabei verstand er es, mit Zahlen umzugehen, die mir einen Schrecken einjagten und die ich verabscheute. Während ich das Gymnasium besuchte, besuchte er nur die Realschule. Aber er brachte es weiter als ich, denn er wurde schließlich Ministerialdirektor in Darmstadt und Ehrendoktor der Medizinischen Fakultät der Gießener Universität für seine Verdienste um den Ausbau des Staatsbades Nauheim.

Wenn die Bewohner Gießens am Sonntag nicht wußten, was sie mit sich anfangen sollten, bummelten sie nach dem Bahnhof und sahen sich die Reisenden an, die aus Frankfurt kamen oder dorthin fuhren. Wenn aber ein mit Gießen noch unbekannter Reisender hier ausstieg, war er starr vor Staunen darüber, daß die Stadt, die an der Lahn lag, von diesem Fluße vollständig abgeschnitten war. Als nämlich der Bahnhof gebaut werden sollte, und die Stadtverordneten nicht wußten, wohin das Gebäude zu stellen sei, wandten sie sich an ihren berühmtesten Bürger, den Professor Justus Liebig, und baten ihn, den Ort für das Gebäude zu bestimmen. Nun bestanden die Schüler Liebig's zum größten Teil aus Ausländern, die alle in Frankfurt wohnten, jeden Morgen von dort mit dem Zug nach Gießen kamen und jeden Abend wieder nach Frankfurt zurückkehrten. Damit diese Herren nicht weit bis zu Liebig's Laboratorium zu gehen hätten, entschied der Professor, man solle das Bahnhofsgebäude in dessen Nähe errichten. Es war ein äußerst anspruchsloses zweistöckiges Bauwerk mit den nötigen Fahrkartenschaltern und Wartesälen. Um auf den Bahnsteig zu gelangen,

brauchte man keine Zulassungskarten, denn es gab noch keine Sperre, die man passieren mußte. Später wurde der Bahnhof umgebaut und vergrößert, aber so unpraktisch, unschön und geschmacklos, daß man annehmen muß, die Bahnverwaltung habe ein Preisausschreiben für das häßlichste Gebäude erlassen. Wahrscheinlich ging sie von der Anschauung aus, für eine so bequeme und gleichgültige Bevölkerung wie die Gießener sei das Häßlichste gerade gut genug.

[Die "Schlammeißer"]

Eine so verrückte Stadt wie Gießen zeichnete sich natürlich auch durch Originale aus. Da war der Pfeifenraucher Christian Busch, der nicht weit von den Vierzigern war und immer noch studierte und bis an seinen Tod weiterstudieren würde. Zu gewissen Stunden konnte man ihn in Lotzes Gastwirtschaft im Seltersweg im Fenster liegen sehen, die ellenlange Pfeife zwischen den Zähnen und alles in ungeheure Rauchwolken gehüllt.

Es gab viele Originale in Gießen, aber sie sind der Erwähnung nicht wert. Nur eine ist mir unvergesslich geblieben, eine Frau namens "Frau Wolkenbruch". Woher sie den Namen hatte und was er bedeutete, habe ich nie erfahren können. Sie war eine rundliche Person, beinahe so breit wie lang, trug sich immer schwarz und ging niemals ohne Regenschirm aus dem Hause. An und für sich machte sie einen freundlichen Eindruck, aber da ihr der Spitzname von Gassenjungen häufig nachgerufen wurde, konnte sie auch ärgerlich und aggressiv wirken. Sie war die Mutter von zwei sehr hübschen Töchtern, die "Fräulein Platzregen" genannt wurden und die sich später gut verheirateten. Frau Wolkenbruch hatte auch einen braven Mann und zwei ebensolche Söhne, die Gießen den Rücken drehten, um Beleidigungen zu entgehen. Ich habe nie ein Wort mit ihr gesprochen und habe nie erfahren, was ihr wirklicher Name war, aber einmal, als ich mit einem Schulkameraden die Plockstraße entlang ging, kam die dicke Frau dahergewatschelt und mein Kamerad sagte so laut, daß sie es hören mußte: "Da kommt ja die olle Wolkenbruch!" Zwei Tage später empfing mein Vater einen Brief von ihrem Gatten, worin mit einer Anzeige bei der Polizei gedroht wurde, weil ich seine Frau beleidigt habe. Mein Vater glaubte mir, daß ich den Mund nicht aufgetan hatte und zu Unrecht beschuldigt wurde. Wenige Tage später begegnete ich das alte Dame wieder in der Plockstraße. Sie kam

sofort auf mich zu und sagte: "Du solltest Dich doch schämen, Du willst doch ein gebildeter junger Herr sein." "Aber Frau Wolkenbruch," versetzte ich, "ich habe ja gar nicht" Da kam sie mit drohend erhobenen Regenschirm auf mich zu und ich lief weg so rasch ich laufen konnte. Ich habe nachher immer bedauert, daß mir ein solcher Lapsus Linguae passieren konnte und ich hätte mich gerne bei ihr entschuldigt, aber ich habe sie nie wiedergesehen.

Der Oberförster Müller aus Krofdorf war kein Gießener. Mit Vornamen hieß er Adolf und ließ sich jede Woche ein- oder zweimal in unserer Stadt sehen. Er war ein Riese von Gestalt und trank gewöhnlich mehr als ihm gut tat, dann kam eine seiner beiden Töchter mit einem von zwei hübschen Pferdchen gezogenen Jagdwagen in die Stadt, suchte nach ihrem Vater so lange, bis sie ihn gefunden hatte, verlud ihn in den Wagen und kutscherte ihn nach Krofdorf zurück.

Alles das war nur äußerlich, denn in Wirklichkeit war Adolf Müller ein bedeutender Mensch. Er war in Friedberg geboren und sein Horizont reichte über das Großherzogtum Hessen nicht hinaus. Gemeinsam mit seinem Bruder Karl, der Pfarrer geworden war, hatte er in hessischen Wäldern und Feldern Tiere und Vögel beobachtet und eine ganze Anzahl Werke über sie verfaßt. Man lese nur einmal sein "Tiere der Heimat" oder "Charakterzeichnungen der deutschen Singvögel". Er und sein Bruder waren auch Liebhaber der Dichtkunst, beide hatten lyrische Werke veröffentlicht, beide stammten von einem Vater ab, der Lieder komponiert hatte, die zu Volksliedern geworden waren. Ist es ein Wunder, daß die Werke über das Leben der Tiere und Vögel einen Hauch von Schönheit in sich tragen, daß einem der Duft der Wiesen, das Rauschen der Wälder daraus entgegenströmt? Jede Seite beweist uns die Liebe der Verfasser zu den Wesen, die sie beschreiben.

Ich habe den Oberförster sehr oft getroffen, manchmal im Café, häufiger in seinem Heim, dem Forsthaus in Krofdorf. Dann sprach er von den zahlreichen literarischen Werken, die er veröffentlicht hatte. Vor allem redete er von seinem "Faust", den er seinen zweiten Teil von Goethes "Faust" nannte. Später betitelte er ihn "Doktor Fausts Ende" und schließlich "Fausts Kampf und Sieg". Es ist immer dasselbe Werk in neuer Bearbeitung. Wenn ich den Oberförster besuchte, las er mir die ganze Zeit aus einem dieser Bücher vor und ich habe selten einen Menschen getroffen, der mit solcher Begeisterung zu lesen verstand. Er las gewissermaßen mit Armen und Beinen, er fuchtelte mit der Faust in der Luft

herum und trat mit dem Fuß ins Leere, wenn der Klang der eigenen Stimme ihn übermannte. Er hatte versucht, klar zu schreiben, damit jedermann ihn verstehe. Einmal besuchte ich ihn in Begleitung eines Freundes, der ihn kennen lernen wollte, aber als wir im Forsthaus ankamen, waren die Möbelwagen da, um das Eigentum der Familie nach Darmstadt zu transportieren, wohin er sich nach seiner Pensionierung zurückziehen wollte. Obwohl Haus und Hof voller Kisten und Kasten standen und Transportarbeiter aus und ein liefen, setzte der alte Oberförster sich auf ein Faß, bat uns beide auf einer Kiste Platz zu nehmen und las uns aus seinem letzten Buch über Faust vor. Er vergaß vollständig, daß er sich mitten im Umzug befand. Ich habe es nie gewagt, ihn etwas von meinen Versen sehen zu lassen. Ich fürchtete mich vor seinem Urteil, denn wie er seine Gegner zu Boden geschlagen hatte, hätte er auch meine Dichtkunst zu Boden geschlagen. Sie wäre ihm zu sentimental gewesen.

Ein anderes Original war ein Schulkamerad von mir. Er war der Sohn eines Arztes und hieß Karle Friedemann. Als wir noch im Gymnasium zusammensaßen, wollte ihm einmal unser Französischlehrer eine Ohrfeige verabfolgen. Im selben Augenblick mußte Karl jedoch niesen und die Ohrfeige landete auf seiner Nase, die sofort zu bluten begann. Da rief Karle wütend: "Ich hage Dir eine runter, Du ..." und versetzte dem Lehrer eine schallende Ohrfeige. Die ganze Klasse, die es mit ansehen mußte, war entsetzt und blaß vor Schrecken. Was würde nun geschehen? Es geschah gar nichts. Der Lehrer ging ruhig an seinen Platz hinter dem Katheder, nahm sein Buch und dozierte weiter. In der nächsten Pause steckten wir alle die Köpfe zusammen und faßten den Entschluß, keinem Menschen etwas von dem zu erzählen, was wir gerade erlebt hatten. Es war uns klar, daß unser Lehrer sofort entlassen würde, wenn man es bekannt machte. Auch Karl mußte ein solches Versprechen geben. Und er und alle anderen haben es ehrlich gehalten.

Einmal war ich es, der von Karle eine Ohrfeige erhielt. Karle besaß die Eigentümlichkeit, daß er beim Sprechen stotterte. Wir standen ein paar von uns im Schulhof zusammen, Karle mitten unter uns. Da ahmte ich sein Stottern nach und schwupp, hatte ich eine Ohrfeige! Fünfzig Jahre später, als ich aus dem Ausland nach Gießen zurückgekehrt war, stürzte Karle auf der Straße auf mich zu und schüttelte mir vor Freude beide Hände. Er war der erste, der mich nach so langer Abwesenheit wiedererkannte. "Karle", sagte ich zu ihm, "Dich hab ich nie auch nur einen Augenblick vergessen, denn von Dir habe ich die einzige

Ohrfeige erhalten, die ich verdient habe." Er schaute mich einen Augenblick zweifelnd an, dann verklärte sich sein Gesicht und er sagte feierlich: "Ho mä dareis anthropos u paideuetai!" Ich war starr vor Staunen und sah ihm mit offenem Mund nach, als er weiterging. Also hatte die Gymnasialerziehung doch etwas genützt! Ich habe ihn nachher noch oftmals getroffen, und wir blieben immer zusammen stehen und plauderten miteinander. Karle war ein vermöglicher Mann, er besaß ein hübsches Haus, war verheiratet und hatte seine Söhne studieren lassen. Dabei sah er aus wie der zerlumpteste Landstreicher und wurde immer von einem braunen Hund begleitet, der ebenso aussah. Wenn ich bei ihm stand und mich mit ihm unterhielt, sahen mich die Vorübergehenden scheel an. Nicht ihn, sondern mich.

Zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugend gehören die Aufführungen, bei denen ich mitwirken durfte. Es waren hauptsächlich lebende Bilder, die auf einer Bühne des Gesellschafts-Vereins, der übrigens allgemein "Klub" genannt wurde, vorgeführt wurden und die jedesmal wohltätigen Zwecken dienten. Eine Aufführung war "Der Rhein und seine Nebenflüsse", ein langer Zug, der über die Bühne marschierte, während ich in einem roten Rock, blauen Pumphosen und blinkenden Schnallenschuhen rechts vorne stand und in ein Horn blies, das keinen Ton von sich gab. Ich erinnere mich noch, daß die Aufführung den Zweck hatte, Geld für die unglücklichen Opfer der großen Überschwemmung von Debreczin in Ungarn aufzubringen, ein Zweck, der von Erfolg gekrönt war, denn es gab keinen leeren Platz im Zuschauerraum. Bei einer anderen Aufführung, die ebenfalls etwas mit dem Rhein zu tun hatte, saß ich auf einem Faß und hatte Weinlaub im Haar, aber am schönsten war das lebende Bild, bei dem ich mit vielen anderen als italienischer Junge gekleidet vor einer Madonna kniete, die von Marie Gail, einer Kusine von Wilhelm Gail, dargestellt wurde. Sie war ein Mädchen von berückender Schönheit mit großen schwarzen Augen und eben solchen Locken, und es war erhebend, als das Orchester Schuberts "Ave Maria" anstimmte, und wir alle mitsangen.

[Darmstädter Sommertage]

Den Sommer verlebten wir regelmäßig in Darmstadt, wohin wir in Begleitung der Schwester unseres Vaters reisten, die uns Kinder seit dem Tode unserer Mutter erzog. Es war immer eine herrliche Zeit. Wir wohnten bei zwei alten

unverheirateten Tanten, die uns vieles von früheren Zeiten und längst verstorbenen Verwandten erzählen konnten, und wir freuten uns über den Frieden und die Ruhe der schläfrigen Residenzstadt, wo jeder Mensch Sätze aus dem "Datterich" im Munde führte und einen furchtbaren Dialekt sprach. Aber jeden Morgen in aller Frühe ritten weiße und rote Schwadronen von Chevaulegers mit klingendem Spiel vor unseren Fenstern in der Neckarstraße vorüber und das entschädigte uns für die Langeweile, die uns die große Stadt trotz unseren vielen Verwandten einflößte. Jeden Morgen gingen wir auf den nahe bei unserer Wohnung gelegenen Marienplatz, wo wir mit fremden Jungen spielten und häufig die drei kleinen hessischen Prinzessinnen aus dem benachbarten Palais in einem von einem nebenhergehenden Lakaien geleiteten Ponyfahrzeug vorüberkamen. Überhaupt sahen wir viel von den großherzoglichen Herrschaften, die uns immer auf unseren ehrenbietigen Gruß mit liebenswürdigem Lächeln dankten.

Ich war ungefähr sieben Jahre alt, als ich mich in eine der reizenden Prinzessinnen verliebte. Sie ging in Begleitung einer älteren Dame und einer ihrer Schwestern an mir vorüber, und als ich stehen blieb und meinen Hut abnahm, lächelte sie mir zu und sagte: "How d'you do?" Ich war entzückt davon, weil ich wußte, daß ihre Mutter eine Engländerin war. Am Abend schlief ich ein mit dem Gedanken an sie und wachte morgens damit wieder auf. Ich meinte, sie sei schöner als jedes andere Mädchen, und wie hätte es auch anders sein können, da sie doch eine Königstochter war. Ich erzählte meinen Tanten, was mit mir geschehen war und erklärte, ich würde die Prinzessin heiraten, wenn ich alt genug sei. Meine Tanten meinten, das habe noch Zeit, aber sie versuchten nicht, mir das Kindische meiner Verliebtheit zum Bewußtsein zu bringen, sie wollten mein junges Glück nicht stören, denn wahrscheinlich dachten sie an die schönen Verse von Heine:

"Wer zum ersten Male liebt,
Seis auch glücklos, ist ein Gott!"

Meine Tanten liebten die Poesie und sprachen meistens in Versen oder ganzen Strophen. Die kleine Prinzessin ist aber bald nachher gestorben und ich habe bitterlich geweint, als ich es hörte.

Unter den vielen Denkmälern, deren die Stadt sich rühmte, befand sich eins, das von besonderem Interesse für uns war, nämlich das Siegesdenkmal,

das nach dem deutsch-französischen Krieg auf dem freien Platz vor dem Theater errichtet worden war. Auf dem Frontrelief war unser Onkel Major Louis Kattrein zu sehen, wie er das Schloß Chambord erstürmte. Er hatte den Handstreich mit nur zweiundvierzig Mann ausgeführt indem diese, gedeckt durch einen kleinen Hain in der nächsten Nähe des Schlosses, mit lautem Hurra in das Gebäude eindrangen und tausend überraschte Franzosen gefangen nahmen außer einer Anzahl höherer Offiziere, die gerade beim Mittagmahl saßen und Champagner tranken. "Ich bitte um Ihre Waffen, meine Herren", hatte mein Onkel höflich gesagt, als er, begleitet von drei oder vier Soldaten, in den Speisesaal trat. Die Flinten und Säbel hingen alle an der Wand, sonst hätten die Generale, Obersten und anderen Offiziere vielleicht Gebrauch davon gemacht. Mein Onkel kam nachher vor ein Kriegsgericht, wurde natürlich freigesprochen und gebührend dekoriert. Viele Jahre später hat er eigenhändig seinem Leben ein Ende gemacht.

Zu den Schönheiten Darmstadts gehörten der herrliche Herrengarten neben dem Alten Schloß und in der nahen Umgebung der großartige Wildpark, in dem es ganze Rudel von Wildschweinen, Hirschen und Rehen gab. Mein Bruder und ich haben oft ganze Tage dort verbracht und den Frieden der bezaubernden Natur genossen.

Einmal war ich mit einer unserer alten Tanten auf den Darmstädter Bahnhof gegangen, um einen Verwandten abzuholen, der mit einem bestimmten Zuge ankommen wollte. Er befand sich jedoch nicht unter den eingetroffenen Passagieren, und wir waren im Begriff, nach Hause zurückzukehren, als wir sahen, daß das für Fürstlichkeiten reservierte Wartezimmer geöffnet wurde. Meine Tante fragte einen anwesenden Lakaien und empfing die Antwort, Prinzen aus der Familie des russischen Zaren statteten im großherzoglichen Palais einen kurzen Besuch ab. Nicht lange nachher traf ein Sonderzug ein, dem drei Herren entstiegen, die aussahen, als wären sie Deutsche, während ich erwartet hatte, sie müßten große Bärte tragen und die Hosen in Schaftenstiefeln stecken haben. Der erste der drei war der Thronfolger Alexander, ein schöner Mann von fürstlicher Haltung, der einen kurzen Bart trug, sein Bruder, der Großfürst Sergius, sah mit seinem glatten Gesicht wie ein Engländer aus, während der dritte aussah wie jedermann und ich seinen Namen vergessen habe. Wenige Jahre später wurde der Thronfolger Zar und, erbittert über das Attentat, dem sein geliebter und hochgeachteter Vater zum Opfer gefallen war, regierte er mit brutaler

Strenge. Sergius, der die hessische Prinzessin Elisabeth heiratete, wurde von seinem Bruder zum Generalgouverneur in Moskau ernannt und eines Tages von einer unter seinem Wagen explodierenden Bombe in Stücke gerissen. Seine Gemahlin begab sich daraufhin in ein Kloster, wo sie später von Bolschewisten ermordet wurde.

Meine Tante und ich standen ganz allein auf dem Bahnsteig, als die drei russischen Prinzen aus dem Bahnwagen auf den Wartesaal zuschritten, meine Tante, die sich besser als ich auf so etwas verstand, machte einen Knicks, der vielleicht ein Hofknicks sein sollte, und ich stand stramm, entblößte den Kopf und jeder der drei Prinzen lüftete höflich seinen Hut.

Zwei oder drei Stunden später befand ich mich abermals auf dem Bahnhof. Ein Zug war gerade eingelaufen und eine dichte Menschenmenge wogte davor hin und her, als ich mitten darunter abermals den Prinzen Alexander erblickte, der in Gesellschaft des Stationsvorstehers ruhig auf und ab ging. Ich war höchlichst überrascht, weil er sich ohne jegliche Begleitung unter die Menschen wagte, denn ich hatte schon viel über die Nihilisten und ihre Schandtaten gehört. Als er an mir vorüberging, nahm ich natürlich wieder den Hut ab und er dankte mir. Ich war sehr stolz, daß ich außer dem Stationsvorsteher wahrscheinlich der einzige Mensch war, der wußte, daß ein zukünftiger Zar sich mitten im Menschengewühl befand, und noch zweimal nahm ich vor ihm den Hut ab. Beim dritten Male sah er mich groß an und es kam mir vor, als wolle er mich ansprechen, und ich war überzeugt, daß er mich beim vierten Male angesprochen hätte. Aber ich sah ihn nicht wieder.

["Poète en herbe"]

Die Zeit meines Gymnasialbesuchs fiel in die Ära von Hermann Schiller. Direktor Schiller, den wir zum Unterschied zu unserem grossen Dichter "den Schrecklichen" nannten, war einer jener Schultyrannen, vor dem nicht nur die Schüler zitterten, sondern auch die Lehrer. Sein Sarkasmus, seine Arroganz, seine Unhöflichkeit und sein Hochmut verscheuchten mehrere Lehrer aus ihrer Stellung und machten uns Schülern das Leben zur Hölle. Außer daß er Direktor unseres Gymnasiums war, war er auch Professor an der Gießener Universität, wo er über Pädagogik las. Er hatte eine zweibändige "Geschichte der römischen Kaiserzeit" und ein "Handbuch der praktischen Pädagogik" herausgegeben. Ei-

nen besonders schlechten Namen hatte er bei uns, weil er Schüler, die schwer bestraft werden mußten, in sein Arbeitszimmer vorlud und für Bezahlung von einem Dienstmann verprügeln ließ, wobei er zuschaute.

Obendrein waren unsere Lehrer meistens junge Leute, die gerade ihr "Einjähriges" beim Militär abgedient hatten und sich dabei einen wenig erfreulichen, militärisch schnauzenden Ton angewöhnt hatten, dem wir uns fügen mußten. Es war daher selbstverständlich, daß wir Schüler uns enger aneinander schlossen, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen der Fall gewesen wäre. Wir lebten in einem Zustande beständiger Selbstverteidigung und es war natürlich, daß sich unter uns kleine Gruppen bildeten, die nicht nur gemeinsam arbeiteten, sondern einander auch das Herz ausschütteten. Damals gab es eine ganze Anzahl solcher Gruppen, die, da wir in einer Universitätsstadt lebten, studentische Verbindungen nachahmten, in den Hinterzimmern von Gastwirtschaften zusammenkamen, bunte Mützen und Bänder nach Art der Korps und Burschenschaften trugen und möglichst viel Bier vertilgten. Das war natürlich streng verboten und es gab jedesmal grosse Aufregung, wenn eine solche geheime Verbindung verraten oder sonstwie entdeckt, ihre Mitglieder schwer bestraft oder sogar relegiert wurden.

Eines Tages kam eine Anzahl von uns Giessener Gymnasiasten in meinem Zimmer zusammen, und da ich einen Aufsatz über Alfred Meissners Gedichte vorgelesen hatte, wobei ich das prachtvolle "In einer Gebirgswüste" auswendig hersagte, schlug mein Freund Friedrich Kraft vor, wir sollten jeden Samstag nachmittags zusammenkommen um gemeinsam Vorträge zu halten, wir könnten ja so etwas wie eine literarische Gesellschaft gründen. Wir würden un schwer genug Mitglieder dafür aufreiben können, würden nur Kaffee bei unseren Zusammenkünften trinken und belegte Brote dazu essen. Kraft betonte bei dieser Gelegenheit, dass wir als Gymnasiasten allerdings keine geheimen Zusammenkünfte abhalten und kein Bier, keinen Wein oder Schnaps trinken dürfen.

Drei Wochen später trafen wir uns zum ersten Male in den Zimmern der Gebrüder Kraft. Sie wohnten in der Westanlage im Dachgeschoß eines dreistöckigen Hauses, das an der Stelle stand, an der sich jetzt die Gaststätte "Zum Lamm" befindet. Es gehörte dem Vater der beiden Brüder, dem Rechtsanwalt Kraft. Aus den Fenstern blickte man auf die grünen Anlagen hinab, wo zwei Rei-

hen prächtiger Linden einen Fußweg begrenzten, der rings um die innere Stadt lief. Bei unserer ersten Zusammenkunft, an der ungefähr fünfzehn Gymnasialisten teilnahmen, schlug Friedrich Kraft, der ebenso wie sein Bruder Udo die Seele des Unternehmens war und blieb, vor, jeder, der irgend ein Talent besitze, solle sich melden und einen Beitrag zu unseren Zusammenkünften liefern. Georg Balsler erklärte, er habe genug von den verdammten Schulaufsätzen, er sei aber bereit, mit Zeichnungen aufzuwarten.

Da kam mir ein Gedanke: wie wäre es, wenn wir eine Art Zeitschrift anfertigten? Jeder, der eine Arbeit vorgetragen hat, liefert diese schriftlich an den Redakteur, und alle Aufsätze, Erzählungen, Gedichte werden abgeschrieben und in einem Hefte zusammengefügt. Ich machte den Vorschlag, daß man abwechselnd jeden Monat die eingereichten Artikel abschreibe. Mein Vorschlag wurde begeistert angenommen.

In der acht Tage später stattfindenden Zusammenkunft zeigte es sich bereits, wie richtig wir unsere Mitglieder und Mitarbeiter gewählt hatten. Otto Urstadt, ein Musterschüler des Gymnasiums, las einen klugen Aufsatz: "Der Ehrbegriff Tellheims in Lessings Minna von Barnhelm" vor, über den wir nachher debattierten und dem Verfasser prophezeiten, er werde einmal Gymnasiallehrer oder Realschuldirektor werden. Aber unsere Voraussage war nur teilweise richtig: er wurde zwar Gymnasiallehrer in Giessen, aber auch Ministerialdirektor in der hessischen Hauptstadt. Nach der Vorlesung Urstadts zitierte Friedrich Kraft ein paar von ihm übersetzte englische Gedichte, sein Vetter Otto Nodnagel ließ ein Kapitel aus seiner humoristischen Erzählung "Orpheus in der Unterwelt" hören, das sehr witzig, wenn auch bizarr war und schallendes Gelächter bei uns auslöste. Ich selbst brachte eine kleine anspruchslose Novelle, deren Gegenstand die Liebe der Fürstin Elisa Bacciochi, der Schwester des ersten Napoleon, zu dem Geiger Nicolo Paganini war. Über alle diese Vorlesungen wurde hin und her geredet, sie wurden gelobt und getadelt, korrigiert und verbessert. Inzwischen hatten die Schwester und eine Kusine der Krafts Kaffee und belegte Brote aufgetragen und während wir uns gütlich taten, machte Udo Kraft geltend, er sei dagegen, dass man solche frivolen Geschichten wie die seines Vetters auf gleiche Stufe mit ernsteren Arbeiten stelle. Aber Urstadt entgegnete, neben einer so trockenen Abhandlung wie der seinen, seien humoristische Erzählungen eine Erholung. Wir stritten eine Zeitlang hin und her, dann nahmen wir Krafts Vorschlag an, zwei Zeitschriften zu verfassen, eine ernste und eine hu-

moristische. Dann beschäftigte uns die Frage, wie sie genannt werden sollten, und wir entschieden uns für die Titel: "Der Kunstfreund oder literarische Blätter" und "Die gebildete Kaffeeschwester."

Von da an kamen wir -- mit Ausnahme der Ferien -- jede Woche zusammen. Es lag uns viel daran, daß unser Verein wirklich etwas leistete. Unsere Zahl war nach kurzer Zeit auf zwanzig gestiegen und es waren nicht nur mehr oder weniger begabte Dichter und Schriftsteller, sondern auch Komponisten und Maler unter uns. Wir waren alle nicht älter als sechzehn, höchstens siebzehn Jahre, aber wir waren alle aufgeschlossene junge Menschen und begeistert für unsere Arbeit. Allmählich füllten die Beiträge zwei dicke Oktavbände, die wir binden ließen. Hervorragend beteiligt war der spätere Rechtsanwalt und Notar Georg Balsler, der nicht nur eine Menge Zeichnungen zu beiden Zeitschriften lieferte, sondern auch die Decke der Kraft'schen Wohnung mit Malereien schmückte, bei denen griechische Götter und Göttinnen durch ihre geringe Bekleidung auffielen.

Nahezu zwei Jahre hatten unsere Zusammenkünfte gedauert und bei einer der letzten hatte ich noch einen schweren Kampf zu bestehen. Ich las ein Gedicht aus meiner Feder vor, folgendermaßen:

Marie, Marie, mein Weib Marie,
Wisch ab der Tränen Flut,
Bald wird zu Staub mein Leib, Marie,
Und alles ist dann gut.

Vergib noch einmal in Geduld
Eh ich von dannen zieh,
Mir ward der Fluch für schwere Schuld:
Ich brach dein Herz, Marie.

Wohl ist die Kette schwer, Marie,
Die meine Knöchel drückt,
Doch quält es mich noch mehr, Marie,
Daß ich auch dich geknickt.

Wenn dumpf ertönt der Glocken Klang
Und ich am Richtblock knie,
Summt mirs im Ohr wie Grabgesang:
Du bist entehrt, Marie.

Leb wohl, dein Los ist hart, Marie,
Ich hab bald gute Ruh,
Wenn man mich dort verscharrt, Marie,
Deckt's Grab ja alles zu.

Dann wird herniedersteigen
Ein Engel in der Früh
Und wird sich zu dir neigen --
Behüt dich Gott, Marie!

Als ich geendet hatte, brach der Sturm los: "Was, das soll ein Gedicht sein", rief Udo Kraft, der mutigste und bravste von uns. "So etwas hätte ich Dir nicht zugetraut". "Das sagen mir alle Menschen", antwortete ich. "Wenn ich etwas geleistet habe, heißt es immer: 'das hätte ich Dir nicht zugetraut'. Die Leute scheinen mich alle für einen Schafskopf zu halten". "Ja, wenn man solche Gedichte schreibt", warf August Montanus ein. "So meine ich das nicht", erklärte Udo, "ich meine, ich hätte nicht erwartet, daß Du einen so abstoßenden Stoff in Verse bringen könntest". "Ich verstehe nicht viel von Gedichten", behauptete unser Zeichner Georg Balzer, "aber wieviele Marie kommen denn bei Dir vor? Marie, Marie, Marie! Wer sind denn diese Marien?" "Niemand", sagte ich. "Und

es wimmelt von schlechten Reimen", erklärte der Komponist Otto Nodnagel. "Was hat das auf sich", bemerkte Urstadt, "ein reizendes kleines Gedicht von Heine hat acht Zeilen und alle acht haben unreine Reime. Außerdem kann man hunderte von unreinen Reimen in der deutschen Literatur finden". "Wo hast Du denn den scheußlichen Stoff aufgegabelt?" fragte Udo Kraft. "Nirgends", gab ich zur Antwort. "Ein Verbrecher, der einer Marie eine gereimte Rede hält !" wiederholte Udo. "Weshalb soll er ihr keine gereimte Rede halten ?" fragte Urstadt. "Tausende von Verbrechern halten gereimte Reden in allen Literaturen der Welt." Da klopfte Friedrich Kraft mit dem Kaffeelöffel an seine Tasse: "Silentium, bitte! Stimmen wir ab darüber, ob wir das eben gehörte Gedicht in unseren 'Kunstfreund' aufnehmen wollen." Alle stimmten dafür, Urstadt enthielt sich der Abstimmung.

Wir hatten uns eines Tages auch einen Vereinsnamen ausgedacht, der allen recht war: "Freundschaftliche Vereinigung Aesthetische Kaffeschwester", so nannten wir uns schliesslich und fuhren in unserem Treiben munter fort. Die einzige Störung, die unsere friedlichen Zusammenkünfte erlitten, kam, wie könnte es auch anders sein, von dem Schultyrannen Schiller. Eines Tages nämlich wurden die beiden Krafts vor die Lehrerschaft des Gymnasiums geladen. Der Direktor der Anstalt präsierte und fragte Udo, ob es wahr sei, daß er und mehrere andere Gymnasiasten einer geheimen Verbindung angehörten. "Einer Verbindung schon", antwortete Udo, der ein Mann von festen Grundsätzen und fanatischer Wahrheitsliebe war, "aber was daran geheim sein soll, weiß ich nicht." Der Direktor lachte höhnisch: "Als ob Gymnasiastenverbindungen etwas anderes sein könnten als geheim." "Jeder Mensch kann uns besuchen, wenn wir unsere wöchentlichen Versammlungen haben," erwiderte Udo. Da mischte sich Doktor Klopp ein: "Sie trinken sicherlich etwas Gutes bei diesen Zusammenkünften," sagte er. Udo nickte enthusiastisch. "Nun also!" rief der Direktor, "und was trinken Sie denn, wenn man fragen darf ?" "Kaffee", antwortete Udo ruhig. "Kaffee ? Und Sie kochen den Kaffee wohl selbst ?" "Nein, das besorgen meine Schwester und meine Kusine." Der Direktor machte ein spöttisches Gesicht. "Und was ist in diesem Kaffee ?" "Zucker", versetzte Udo. "Zucker ? Und was noch ?" Udo sah den Schultyrannen starr an: "Ein Löffel, Herr Direktor !" Das Lehrerkollegium brach in lautes Lachen aus. "Und was treiben Sie bei Ihren Zusammenkünften ? Sie können doch nicht die ganze Zeit Kaffee trinken ? Oder trinken Sie noch etwas ?" fing der Direktor wieder an.

"Was wir treiben ?" fuhr Udo fort, "wir treiben alles mögliche. Beispielsweise lesen wir einander Aufsätze vor oder auch Sachen von unseren großen Dichtern. Am interessantesten sind aber unsere eigenen Arbeiten, darüber gibt es gewöhnlich eine große Diskussion. Das ist riesig interessant, Herr Direktor. Ich lade Sie und die Herren Lehrer hier im Namen meines anwesenden Bruders und aller Mitglieder unseres Kreises ein, einer unserer Zusammenkünfte beizuwohnen." "Na, Sie sollten Ihre Zeit besser für Ihre Schularbeiten verwenden, statt für unreife Vorträge und Kaffetrinken. Sie können gehen," versetzte der Direktor und Udo nahm seine Mütze und ging. Sein Bruder folgte ihm, er war förmlich erschüttert. "Wir werden es nicht leicht im Gymnasium haben," meinte er.

Udo war ein biederer deutscher Mann, der sich selbst vor dem Teufel nicht fürchtete. Er war ein gewissenhafter, vorzüglicher Schüler, nur mit der Mathematik haperte es bei ihm. Infolgedessen wurde er vom Mathematiklehrer, einem Doktor Kratz, schlecht behandelt und eines Tages, als er ihm auf der Straße begegnete, ging er erhobenen Hauptes ohne zu grüßen an ihm vorüber. Er wurde vor das Lehrerkollegium geladen und von Doktor Dettweiler gefragt, ob er Herrn Doktor Kratz am Tage vorher auf der Straße nicht gesehen habe. "Gewiss," antwortete Udo im Ton der Überzeugung, "natürlich habe ich ihn gesehen." "Aber Sie haben ihn nicht begrüßt," fuhr Dettweiler fort. "Nein," versetzte Udo laut. "Haben Sie das absichtlich nicht getan ?" "Jawohl, Herr Doktor." Udo bekam ein paar Stunden Arrest, aber er freute sich darüber, weil er überzeugt war, daß er es dem Kratz gehörig gegeben habe. Er ist später selbst Gymnasiallehrer geworden und im Ersten Weltkrieg, den er trotz seinem vorge-schrittenen Alter freiwillig mitmachte, bei Anloy gefallen.

Eines Nachmittags erschienen bei unserer Zusammenkunft zwei Gymnasiallehrer. Friedrich Kraft begrüßte sie mit einer heiteren Rede und lud sie ein, unserem Verein beizutreten. Sie waren junge Menschen, die ihr erstes Jahr am Gießener Gymnasium absolvierten und einstweilen in den unteren Klassen unterrichteten. Sie behaupteten, von ihrem Direktor geschickt worden zu sein. Udo schleppte die handgeschriebenen Hefte herbei und legte sie den beiden vor. "Ein Aufsatz über die Schuld der Antigone in Sophokles gleichnamiger Tragödie" las der eine, der lateinischen Unterricht erteilte, und schnalzte mit der Zunge. Der andere, der Geschichte lehrte, hatte nichts zu sagen, aber ehe die beiden wieder gingen, hatte jeder drei Tassen Kaffee getrunken und die Mehrzahl der belegten Brötchen vertilgt. Daraus schlossen wir, daß es ihnen gut bei

uns gefallen hatte. Beim Abschied drückten sie jedem von uns die Hand und ermahnten uns, unsere Schulaufgaben über unseren "Spielereien" nicht zu vergessen.

Neben Heinz Schäfer, der nie einen Beitrag lieferte, stand mir Otto Nodnagel am nächsten, dessen Vater Direktor der Giessener Realschule war. Er war ein nicht gerade schöner Mensch mit einer sehr langen Nase und legte es darauf an, als Genie zu gelten. Deshalb kleidete er sich auffallend und bezeugte allen Menschen hochmütige Verachtung. Ich verdanke ihm aber nicht wenige meiner musikalischen Kenntnisse und war fast täglich mit ihm zusammen. Otto lebte später als Musiklehrer in Königsberg und Berlin, komponierte eine Menge Lieder und Orchesterwerke und veröffentlichte mehrere Werke, darunter "Jenseits von Wagner und Liszt." Ausserdem verfasste er einen Roman, der aber keine Beachtung fand.

Noch während dem Bestehen unserer "Aesthetischen Kaffeeschwester" ereignete sich etwas Furchtbares, das uns alle in Angst und Schrecken versetzte. Der Bruder Otto Nodnagels, Paul Nodnagel, der sich als Schriftsteller G. Ludwigs nannte, hatte zur Pistole gegriffen und seinem Leben ein Ende bereitet. Er war lange mit mir befreundet gewesen und hatte, wenn ich nicht irre, unserem "Kunstfreund" ein paar Beiträge geliefert. Er lebte damals in Darmstadt, wohin sein Vater, der ehemals als Realschuldirektor in Gießen gewirkt hatte, ins Kultusministerium berufen worden war. Paul Nodnagel war nur sechzehn Jahre alt geworden, hatte aber eine beispiellose Tätigkeit als Schriftsteller entwickelt und mit bekannten Dichtern, Gelehrten und Verlegern in Verbindung gestanden, von denen keiner eine Ahnung davon hatte, daß ihr Korrespondent nur fünfzehn oder sechzehn Jahre alt war. In Darmstadt hatte er sich eng an Wilhelm Walloth angeschlossen, der in einen ebenso törichten wie lächerlichen Prozeß gegen realistische Schriftsteller verwickelt gewesen war, -- Otto Nodnagel, der zunächst Jura studierte, schrieb mir, die Empörung über diesen Prozeß habe ihn veranlaßt, die Rechtswissenschaft an den Nagel zu hängen und sich ganz der Musik zu widmen. -- G. Ludwigs ließ bei dem Verleger der "Gesellschaft" ein Werk über Walloth erscheinen, in dem er den verlästerten Schriftsteller, den Verfasser des großen Romans "Tiberius" verteidigte und ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Als G. Ludwigs auf so furchtbare Weise seinem Leben ein Ende gemacht hatte, veröffentlichte Walloth in der "Gesellschaft" einen rührenden Nachruf. Kurz vor seinem Tode hatte der Unglückliche mir geschrieben, er sei

fertig mit dem Realismus, die deutsche Kunst und Literatur werde im Zeichen des Symbolismus weiterblühen. Aber er sollte eine bittere Enttäuschung erleben, denn die Bewegung führte zu nichts und verlief im Sande. Er schrieb noch an mich, wegen hochgradiger Nervenzerrüttung müsse er alle Geistesarbeit aufgeben, es war klar, daß er wußte, was ihm bevorstand und um der entsetzlichen Angst zu entgehen, griff er zur Pistole.

Nach etwa zwei Jahren emsiger Tätigkeit zerstreuten sich die Mitglieder der "Freundschaftlichen Vereinigung Aesthetische Kaffeschwester" in alle Welt. Hat man uns vorgeworfen, unsere Zusammenkünfte, Vorlesungen und Diskussionen seien nur Spielereien unreifer Gymnasiasten gewesen, so muss ich antworten, dass sie uns allen ungemein genützt haben. Kein Gymnasium, keine Realschule und keine Volksschule hätte uns geben können, was wir uns selbst gegeben haben: Den festen Glauben an unser Talent, das Verständnis für jede Art von Kritik und die Gleichgültigkeit gegen Spott und Feindseligkeit, die jeden verfolgen, der sich irgendwie hervortut.

[Die Großfamilie Gail]

Eine wichtige Rolle in meinem früheren Leben spielte das Haus Gail. Es war in der Neustadt nicht weit von meinem Geburtshaus gelegen, ein großes imposantes Gebäude, in dem lauter Verwandte von uns wohnten, nämlich meine Großeltern mit ihrer Tochter Minna, ferner eine Kusine meiner Mutter, meine Tante Elisabeth Wasserschleben, eine geborene Gail, die mit einem Braunschweiger verheiratet war, und vor allem die Familie Gail, die damals wohl die bedeutendste Familie der Stadt war.

Der Begründer des Gießener Zweigs der Familie, Georg Philipp Gail, der vier Jahre vor meiner Geburt gestorben war, hatte das Gebäude vom Staatsminister von Gatzert im Jahre 1825 erstanden und in meiner Jugend war es im Besitz des ältesten Sohnes Georg Philipps, des späteren Kommerzienrats Karl Gail, der eine Schwester meiner Großmutter geheiratet hatte. Ich erinnere mich noch des Gatzertschen Familienwappens, das an dem großen Doppeltor des Eingangs zu sehen war. Hinter dem langgestreckten dreistöckigen Wohnhaus befanden sich die Fabrikgebäude und Stallungen und weiter hinten ein prachtvoller Garten, der am Oswaldsgarten entlang lief und an seinem westlichen En-

de einen kleinen, von einem Schweizerhaus gekrönten Hügel aufwies, von wo man alles, was sich auf dem Oswaldsgarten ereignete, beobachten konnte.

Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, daß zu dieser Zeit und Jahre nachher meine Urgroßeltern Wirth noch lebten, die ein schönes Haus in der Südanlage mit einem großen an die Wieseck anstoßenden Garten besaßen. Wenn auf dem Oswaldsgarten Messe war, pflegte ich meinen Urgroßvater zu besuchen und um ein Geschenk für die Messe zu bitten. Ich empfing auch jedesmal ein solches, aber es beschränkte sich auf zwanzig Pfennige für eine Waffel, denn der alte Herr meinte, ich solle mich an Sparsamkeit gewöhnen. Obwohl er ein reicher Mann war, war er so geizig, daß man nach dem Tode seiner Frau überall kleine Beutel voll Geld versteckt fand, das sie gespart hatte, um etwas in der Hand zu haben, wenn ihr Herr Gemahl ihr nicht genug gab, um den Haushalt zu führen. Er war ein Geizhals, aber er hatte es zu etwas gebracht, und es gab noch andere in unserer Familie, die es ihm nachtaten, aber es gab auch solche, die waren das Gegenteil. Zu dieser Klasse gehörte ich, denn ich war mein Leben lang ein Verschwender gewesen und es täte mir leid, wenn ich es nicht gewesen wäre.

Die Gailsche Rauchtabak- Kautabak- und Zigarrenfabrik war von Georg Philipp Gail gegründet worden, der aus Dillenburg stammte und eine kleine Rauchtabakfabrik in Gießen auf dem Kreuzplatz mit acht aus seiner Vaterstadt herbeigeholten Arbeitern eröffnet hatte. Er war der erste Unternehmer dieser Art in Gießen und er war zweifellos ein tüchtiger weitschauender Geschäftsmann, den die Gießener zum Bürgermeister wählten, als er erst siebenunddreissig Jahre zählte. Die Fabrik nahm rasch an Umfang zu und wurde schon bald in das neue Besitztum in der Neustadt übergeführt. Sie beschäftigte damals ungefähr fünfhundert Arbeiter. Kommerzienrat Karl Gail, der Sohn von Georg Philipp, brachte es im Laufe der Zeit zum Millionär -- wohl dem ersten, den es in Gießen gab. Sein ältester Sohn Georg war mein Pate und ihm verdanke ich meinen Vornamen. Er war ein Vetter meiner Mutter und beide waren im selben Hause aufgewachsen. Ich habe ihn nie gekannt, denn er trat bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges als Reserveleutnant in die Armee ein, wurde in der Nähe von Amanvillers verwundet und starb zwei Monate später in Mannheim. Sein Vater errichtete auf seinem Grabe auf dem Alten Gießener Friedhof ein prachtvolles Denkmal, in dessen Mitte Georg Gail in Lebensgröße mit dem Blick nach oben liegt, von wo ein Engel mit einem Kranz zu ihm herabschwebt.

Das Denkmal war von Professor von Ritgen, dem bekannten Wiedererbauer der Wartburg, entworfen und von Bildhauer Küsthardt ausgeführt worden.

Kommerzienrat Karl Gail starb, als ich zwölf Jahre alt war, und ich glaube, niemals hat eine Beerdigung in Gießen stattgefunden, an der so viele Menschen teilnahmen, wie an der seinigen. Ich schritt mit meinem Bruder unmittelbar hinter dem Totenwagen, auf dem der mit Blumen bedeckte Sarg nach dem Friedhof gefahren wurde.

Unter diesem, meinem Onkel Karl Gail, nahm das gesellschaftliche Leben im Hause in der Neustadt einen größeren Umfang an. Nach dem Tode seiner ersten Frau hatte er zum zweiten Male geheiratet und zwar die Witwe seines Schwagers Karl Wirth in Chicago. Sie besaß eine große Vorliebe für Poesie und ich habe viele Nachmittage und Abende bei ihr in ihrem gemütlichen Wohnzimmer gegessen und ihr vorgelesen. Was ich las, gehört zu den vergessenen Dichtern jener Zeit, aber es war die Zeit, als man noch deutsche Versepen verfaßte. Ich erinnere mich noch an Julius Wolffs "Rattenfänger von Hameln" und den "Wilden Jäger", an Scheffels "Trompeter" und Friedrich Webers "Dreizehnlinden". Außerdem lasen wir viele deutsche Gedichte aus allen früheren Zeiten. Ich hatte schon mit neun Jahren zu reimen angefangen und obwohl alles Unsinn war, behaupteten die Leute doch, daß ich Talent besitze. Ich habe auch die Lyrik nie wie manche großen Schriftsteller als Nebenbeschäftigung angesehen, bei der man es sich leicht machen kann. Die Dichter, die meine Tante und ich mit Vorliebe lasen, und die einen bleibenden Eindruck bei mir hinterließen, waren die Poeten des Münchner Dichterkreises.

Auf Kommerzienrat Karl Gail folgte sein Sohn Wilhelm. Er hatte bei den Bonner Königshusaren gedient und war bei den Bonner "Pfälzern" aktiv gewesen. Er war ein auffallend schöner Mensch und hatte das "Geriß" bei Frauen und jungen Mädchen -- um einmal einen bei unseren Bauern gebräuchlichen Ausdruck zu verwenden. Wenn er sich an Kaisers oder Großherzogs Geburtstag beim Obersten des Gießener Regiments in seiner von Gold und Silber strotzenden Uniform melden mußte, forderte er mich jedesmal auf, ihn zu begleiten, weil es ihm unangenehm war, sich als Husarenoffizier von allen Menschen anstarren zu lassen. Auch sonst bat er mich häufig um meine Begleitung. Wenn Messe im Oswaldsgarten war, nahm er mich fast immer dorthin mit, dann besuchten wir alle möglichen Schaubuden, aber wir endeten jedesmal bei einer

Schießbude, die damals noch von hübschen jungen Mädchen bedient wurden. Es war dann längst Abend und er ließ mich nach der Scheibe schießen, während er mit den mehr oder weniger reizenden Damen plauderte. Ich brachte es manchmal auf hundert und mehr Schuß, für die er dann mit dem dazu gehörigen Trinkgeld bezahlte, dessen Höhe sich jedesmal nach der Schönheit und Liebenswürdigkeit der betreffenden Schießbudenjungfrau richtete. Natürlich nahm er an, daß ich, da ich meine Aufmerksamkeit meinem Gewehr zu widmen schien, von seinen Liebeserklärungen nichts verstünde, aber so dumm war ich längst nicht mehr, und ich fühlte sogar, daß ich dabei etwas lernen könnte.

Als sein Vater gestorben war und er verhältnismäßig jung -- er war damals achtundzwanzig Jahre alt -- in den Besitz der großen Fabrik und des riesigen Vermögens gelangte, schüttelte jedermann den Kopf und meinte, er sei nicht fähig, eine so große Last auf sich zu nehmen. Bei seinem Leichtsinn und seiner flotten Lebensweise werde er in kurzer Zeit alles durchgebracht haben. Aber das Gegenteil geschah: Er schloß sich drei Monate lang vollständig von der Welt ab und bereitete sich auf den Beruf vor, für den das Schicksal ihn auserwählt hatte. Nach und nach wurde er zu einem der hervorragendsten und tüchtigsten Fabrikanten Gießens, brachte es zum Geheimen Kommerzienrat und tat unendlich viel für seine Vaterstadt. Er unterstützte auch alle möglichen künstlerischen und literarischen Bestrebungen und war äußerst wohlthätig. Er war ein Patrizier im besten Sinne des Wortes.

Das wichtigste und folgenreichste Ereignis seines Lebens war die Erwerbung der Dampfziegelei am Erdkauterweg in der Nähe des Bergwerkswaldes. Ich war persönlich zugegen, als mein Vater mit ihm den bevorstehenden Bankrott der dort bereits bestehenden Fabrik Steinbach besprach und ihm, der ja sein Vetter war, dringend riet, das Werk an sich zu bringen. Wilhelm Gail, der häufig meinen Vater in geschäftlichen Angelegenheiten um Rat fragte, verhielt sich anfangs durchaus skeptisch und ließ sich nur schwer davon überzeugen, daß sich etwas aus dem bankrotten Werk machen ließe, aber endlich gab er nach und daraus sind im Laufe der Zeit die großartigen Wilhelm-Gailschen-Tonwerke geworden, die sich zu einer Weltfirma entwickelten. Als Wilhelm Gail starb, trat sein Sohn Dr. Georg Gail an seine Stelle und nach dessen Tod seine Tochter, Frau Irene Rumpf-Gail.

Im August 1883 heiratete Wilhelm Gail eine Amerikanerin aus Chicago, die von deutschen Eltern abstammte und ebenso schön wie liebenswürdig war. Am Abend nach ihrer Ankunft in Gießen, veranstalteten wir im großen Saale des Gailschen Hauses einen riesigen Empfang, bei dem es Lieder und Gedichte und allen möglichen Unfug gab. Am Ende führten wir einen Akt aus Karl Maria von Webers "Preziosa" auf, wobei ich als Zigeunerjunge mit einer schwarzen Lockenperücke und einer Geige eine umfangreiche Rede an das junge Ehepaar hielt, und das Ganze endete mit dem herrlichen Liede: "Die Sonn erwacht." Trotzdem es ihr sicher nicht leicht fiel, sich in den engen Verhältnissen Gießens zurecht zu finden, verstand die junge Frau rasch, was sie ihrer Stellung schuldig war und machte sich überall beliebt und geachtet. Natürlich machten die Gails jetzt ein großes Haus, es gab eine Menge Gesellschaften und Empfänge, zu denen ich trotz meiner Jugend häufig eingeladen war. Eine der wichtigsten Gesellschaften war das alljährliche Essen am 27. Januar im großen Saal des Hauses. Es war der Gründungstag der Firma und sämtliche Angestellten nahmen daran teil, und wir von der Familie wurden dazu nicht eingeladen, sondern befohlen. Natürlich gab es immer viel Gutes zu essen und zu trinken und Jahr für Jahr erschien mitten auf dem Tisch ein riesiger Baumkuchen, der, auch wenn er noch so hoch war, rasch kleiner und kleiner wurde.

Als der Erbgroßherzog von Hessen, der spätere Großherzog Ernst Ludwig in Gießen studierte, gab Wilhelm Gail ihm einen prachtvollen Empfang, bei dem mich nicht der hohe Gast interessierte, sondern die waschechte Zigeunerkapelle, die mein Vetter eigenhändig aus Budapest herbeigeholt hatte und die geigenspielend am Festabend die Treppe heraufkam. Die schwarzhaarigen Musikanten waren alle prächtig in neue Kostüme gekleidet, spielten den ganzen Abend und der Erbgroßherzog, der ja sehr musikalisch war, unterhielt sich lange mit dem Zigeunerprimas. Während seiner Studienzeit spielte der Erbgroßherzog wöchentlich mit der jungen Gattin meines Veters Klavier und ich durfte öfters dabei zugegen sein. Er war ein netter, liebenswürdiger Mensch, der sich leidenschaftlich für die schönen Künste und Musik interessierte. Auf einem Ball, den mein Onkel Wasserschleben ihm in seinem prächtigen, einem französischen Chateau nachgebildeten Hause gab, tanzte der Gast mit dem uninteressantesten, häßlichsten und bescheidensten jungen Mädchen, das anwesend war. Er war der letzte Großherzog, der in Hessen regierte.

Der zweite Weihnachtstag wurde im Hause Gail besonders feierlich begangen. Dazu waren nicht nur alle erreichbaren Verwandten eingeladen, sondern auch sämtliche Angestellten des Geschäftes vom ältesten Prokuristen bis zum jüngsten Botenjungen. Alle, wie auch die Dienerschaft, wurden reichlich beschenkt und im Anschluß daran gab es ein großes Essen.

Ich habe die seltene Gelegenheit gehabt, das große Gailsche Fabrikunternehmen unter zwei Besitzern beobachten zu können, die völlig verschieden voneinander waren, für die aber das Ethos des Geschäftslebens die gleiche Bedeutung hatte. Beide waren sich klar darüber, daß das Schicksal ihnen eine große Bürde auferlegt hatte und daß sie Pflichten übernehmen mußten, bei denen sie nicht danach fragen durften, ob diese Pflichten Geld kosteten oder nicht. Das Verhältnis des Arbeitgebers zum Arbeitnehmer war ein anderes als es heutzutage ist. Vor allem war es menschlicher und persönlicher. Es gab keine Versicherungen wie heutzutage, aber es gab die freundliche Anteilnahme des Fabrikanten für seine Arbeiter. Wie viele Arbeiter habe ich nicht gekannt, die für schwere Arbeit nicht mehr zu brauchen waren, die aber immer noch bei der alten Firma beschäftigt wurden. Man hat damals den Arbeiter, der jahrelang seine Pflicht getan hatte, nicht abgestoßen, sondern eine andere Arbeit ihm gesucht. Solche Arbeiter fühlten, daß sie zum Geschäft und zur Familie gehörten, der sie so lange gedient hatten. Gewiss kosten solche Arbeiter den Arbeitgeber Geld, aber Geld war nicht so wichtig und auch nicht so gefährlich wie es jetzt ist. Man arbeitete nicht, um möglichst viel zu verdienen, man arbeitete, um genug zu haben und war dabei um vieles glücklicher und zufriedener als heutzutage. Damals spielte die Tradition und die Ehrfurcht vor dem, was die Vorfahren geleistet hatten, eine wichtige Rolle, die rohe und brutale Selbstsucht der Jetztzeit war noch unbekannt, aber dafür gab es eine Kultur, die auch die großen Geschäftsleute beeinflusste.

Im Sommer verbrachten wir viele Sonntag Nachmittage in Rodheim, einem Dorf ungefähr sieben Kilometer von Gießen entfernt, wo die Familie Gail eine Fabrik besaß, an die sich ein hübscher, nicht sehr umfangreicher Garten anschloß. Während die älteren Familienmitglieder in einer oder mehreren Equipagen hinauskuetscherten, marschierten wir jungen zu Fuß, was etwas über eine Stunde in Anspruch nahm. Im Garten gab es dann Kaffee und Kuchen, die in einem hübschen Schweizerhaus serviert wurden und natürlich vorzüglich mundeten. Nachher spielten die jüngeren Damen und Herren Krocket oder Feder-

ball, und wir Kinder trieben uns im Garten oder auf den Dorfstraßen herum. Dann lauschten wir den Liedern der jungen Burschen und Mädchen, die hintereinander hergingen und häufig abwechselnd sangen, zuerst die Mädchen, dann die Burschen und umgekehrt. Natürlich waren sie dann alle in ihrer besten malerischen Tracht, und ganz besonders freute es uns, wenn ihre Gesänge Volkslieder waren oder wenn wenigstens die Melodie daran anklang.

Häufig stiegen wir auch auf den benachbarten Vetzberg, der damals nichts weiter als eine verwahrloste und zerfallene Ruine war, um die sich noch kein Dorf angesiedelt hatte. Inmitten zerbröckelnder Mauerreste erhob sich der hohe runde Turm, von wo man eine wundervolle Aussicht auf den Krofdorfer Wald und den nahen Gleiberg hatte, der damals ebenfalls verwahrlost und zerfallen war. Gewöhnlich drückte ich mich vom Besuch des Vetzbergs, weil die engen über hohe Mauern hinführenden Pfade dort oben über einen schwindelnden Abhang entlangliefen. Ich litt mein ganzes Leben lang an Schwindel.

Ehe Wilhelm Gail sich seine Frau aus Amerika holte, vergrößerte er das Rodheimer Besitztum um ein Beträchtliches, ließ Wasser aus den hinter dem Garten ansteigenden Äckern herabführen und legte einen Teich an. Während dieser Zeit war ich oftmals mit ihm in Rodheim draußen und war auch zugegen, als der Teich gefüllt wurde.

Ein Sonntagsvergnügen, das aber nur einmal im Jahre stattfand, war ein Familienpicknick auf dem Dünsberg. Die Idee stammte von mir in meinen frühen Jahren, ich war schon mehrere Male droben gewesen und regte bei allen Verwandten von Jahr zu Jahr an, daß es wieder Zeit sei, dem höchsten Berg unserer Gegend einen Besuch abzustatten. Die Verwandten gingen auch jedesmal darauf ein und eines Sonnabend nachmittags fuhr ein großer Rollwagen der Gailschen Fabrik, auf dem während der Wochentage gewöhnlich Ballen Tabak befördert wurden, über Rodheim und Bieber nach dem Dünsberg und lud am Forsthaus an seinem Fuße Körbe voll Esswaren und Getränken ab, die dann am nächsten Morgen in unsere Familienequipagen umgeladen wurden. Natürlich nahmen die Proviantkörbe allen Platz in den Wagen ein, und wir mußten den steilen Berg zu Fuß erklettern, während die Equipagen auf Umwegen und im Zickzack hinauffuhren. Der Dünsberg ist ungefähr 500 Meter hoch, aber da er zur Zeit unserer Besuche noch keinen Aussichtsturm aufwies, war dort oben nichts zu sehen, weil der Gipfel des Berges von hohen Bäumen eingeschlossen

war, die jede Aussicht versperrten.. Indessen sah man beim Hinaufsteigen von den gelegentlichen Lichtungen aus das Land in der Tiefe mit seinen Wiesen und Wäldern, seinen Dörfern und Gutshöfen, seinen Burgruinen und Schlössern, die alle sonnevergoldet zu uns heraufgrüßten, und dann hörte man die morgendlichen Glocken, die zum Gottesdienst riefen. Droben auf dem Berggipfel gab es nur ein mit Gras, ein paar Disteln und giftigen Digitalis bewachsenes Plateau und zwei Ringwälle, die bewiesen, daß hier in uralten Zeiten Ding gehegt wurde, wo sich wahrscheinlich der Name Dünsberg herschreibt. Auf dem Plateau breiteten wir große weiße Tischtücher aus, auf denen die Mittagsmahlzeit und die Weine aufgestellt wurden. Dann wurde gegessen und getrunken und man war viel vergnügter, als wenn man in geschlossenen Räumen säße, denn etwas Fröhlicheres als ein solches Familienzusammensein in der freien Natur inmitten des Rauschens des Bergwaldes und der gleichzeitige Genuß von guten Speisen und Getränken läßt sich kaum denken. Manchmal nahmen auch Verwandte von außerhalb und sogar aus Amerika an diesem Familienfest teil, und solange ich in Gießen blieb, sorgte ich dafür, daß das Picknick jedes Jahr wiederholt wurde und nicht in Vergessenheit geriet.

Aus dem Gailschen Garten in Rodheim besuchte ich auch häufig die dort gelegene Schmitte, das Besitztum der Freiherren Van der Hoop, deren einer, Georg Van der Hoop, mit mir befreundet war. Die Schmitte war ein Komplex alter Häuser und Wirtschaftsgebäude, zu denen ein malerisches Tor und ein uralter Turm gehörten, was einen Jungen wie mich natürlich romantisch anmutete. Zu dem Besitztum gehörten Wälder und Felder und es lag am Fuße einer bewaldeten Anhöhe, auf der wir uns oft herumtrieben oder im Grase lagen und tiefsinnige Gespräche führten, wie Jungen, die ein wenig Phantasie besitzen, sie zu führen pflegen. Vom Gailschen Besitztum aus gesehen bot das Anwesen einen prächtigen Anblick und das dauerte so lange, bis die rasch wachsenden Bäume sich dazwischen schoben. Ich habe den alten Freiherrn, den Großvater des jetzigen Besitzers, noch gut gekannt und war viel mit seinem Sohne Georg und seiner Tochter Emmie zusammen, nicht nur in Rodheim, sondern auch in Gießen, wo beide die Schule besuchten.

[Bedeutende Begegnungen]

In der kurzen Spanne Zeit, die ich hier schildere, habe ich nur wenige große Männer kennen gelernt, es sei denn, man rechnete die paar Offiziere dazu, die sich im deutsch-französischen Kriege ausgezeichnet hatten, der ein halbes Jahr nach meiner Geburt ausbrach. Er dauerte nicht viel länger als sechs Monate, aber die Erinnerung daran bedeutete viel für uns, wir lernten die Namen der großen Schlachten auswendig und lauschten mit pochendem Herzen den Schilderungen der Heldentaten unserer Freunde und Verwandten. Noch lange Jahre blieben uns diese Ereignisse gegenwärtig, nur wurmte es mich, daß bei allen Festreden vom "Erbfeind im Westen" gesprochen wurde. Da ich eine Tante hatte, die eine Französin war und die ich sehr gerne hatte, bäumte ich mich gegen diese Taktlosigkeit auf und es kam zu Streitigkeiten und Balgereien mit meinen Schulkameraden, für deren gehässigen Patriotismus ich nichts übrig hatte.

Einmal reiste ich mit Tante Elisabeth Wasserschleben nach Marburg, wo in der prachtvollen Elisabethenkirche Liszts Oratorium "Die Legende von der heiligen Elisabeth" aufgeführt wurde. Wir trafen erst spät dort ein und konnten nur noch Stehplätze bekommen. Ich war sehr unglücklich darüber, denn ich hätte gerne den weltberühmten Komponisten gesehen, von dem es hieß, er selbst dirigiere das Oratorium. Ich stand hinter hochaufgewachsenen Zuhörern, so daß ich zwar die herrliche Musik hören, aber den Dirigenten nicht erblicken konnte. Aber das Schicksal war mir hold, denn als wir zwischen vielen anderen Zuhörern die Kirche verlassen wollten, kam, geführt von seinem Vetter, dem berühmten Kriminalisten Franz von Liszt von der Universität zu Gießen, der große Komponist die Treppe herab, ein uralter Mann mit schneeweissen Haaren, die auf seine Schultern herabfielen und auf denen ein alter Zylinder thronte. Wir alle, die unten standen, entblößten ehrerbietig unsere Häupter und er lächelte uns freundlich zu und lüftete seinen Hut.

Den Text zum Oratorium hatte Otto Roquette verfaßt, der Dichter von "Waldmeisters Brautfahrt", der in Darmstadt lebte. Da wir unsere Sommerferien regelmäßig in dieser Stadt verlebten, wo wir eine ganze Anzahl Verwandte hatten, nahm mich einer meiner dortigen Onkel zu Doktor Roquette mit. Ich war damals ungefähr zwölf Jahre alt, hatte aber seine berühmte kleine Dichtung schon gelesen und besaß die Kühnheit, ihn zu bitten, mir etwas daraus vorlesen

zu wollen. Der liebenswürdige alte Herr erfüllte gutmütig lächelnd meinen Wunsch und trug aus dem Gesang vor, in dem die Zeilen vorkamen, die ich nie vergessen habe: "Das Dunkel naht, es hat das Reh den letzten Abendtrunk gesogen" oder so ähnlich. Ich glaube, er hat nie einen aufmerksameren und ergriffeneren Zuhörer gehabt.

Aber Professor Roquette war nicht der einzige damals berühmte Dichter, den ich kennen lernte und der großen Eindruck auf mich machte – der zweite war ein geborener Gießener wie ich, nämlich der zur Zeit, als ich ihn kennen lernte, weltberühmte Ernst Eckstein. Er war der Sohn des Anwalts Doktor Franz Eckstein, der irgendwo in unserer Nähe wohnte. Sein zweiter Sohn Richard war einer der schönsten Männer, die mir je begegnet sind. Allerdings wußte niemand, was er trieb und wovon er lebte, da er aber immer elegant aussah, wurde behauptet, die Kleider, die er trage, würden ihm von einem Schneider geliefert, für den er Reklame mache und natürlich nicht dafür zu bezahlen brauche. Er war in irgend eine Skandalgeschichte verwickelt gewesen, bei der ein Leutnant, der mit einer jungen Dame der Halbweit verlobt gewesen war, sich, als er ihren Beruf entdeckte, eine Kugel in den Kopf geschossen hatte. Es wurde viel darüber geredet und gemunkelt, aber klar ist man sich darüber nicht geworden, denn der Leutnant starb, ohne eine weitere Erklärung abgegeben zu haben. Richard Eckstein hatte auch einmal eine Verlagsbuchhandlung in Berlin mit Hilfe seines berühmten Bruders eröffnet, war aber nach kurzer Zeit bankrott gegangen. Ernst Eckstein, der damals in Dresden lebte, kam zu meiner Zeit öfters nach Gießen und ich kannte ihn schon von früher her, da meine Angehörigen mit den Ecksteins befreundet waren. Er war ebenfalls ein schöner Mensch und machte einen flotten Eindruck. Ich erinnere mich, daß behauptet wurde, seine Mutter vergötte ihn und hebe jeden Zettel und jede Postkarte auf, die er geschrieben habe. Wegen der Unmasse von Büchern, die er veröffentlicht hatte, wurde er als Vielschreiber verspottet, aber die Menschen verspotteten damals jeden, der sich irgendwie hervortat, und heute wird es nicht viel anders sein. Mir war es gleichgültig, für mich war er der erfolgreiche Schriftsteller und Dichter, zu dem ich bewundernd aufschaute, und ich war stolz darauf, daß ich mit ihm sprechen und seinen Worten lauschen durfte. Später, als er seine Romane aus der römischen Geschichte veröffentlichte, überstrahlte sein Ruhm sogar den Ruhm der erfolgreichsten damaligen Schriftsteller Felix Dahn und Georg Ebers. Einen Riesenerfolg hatte er mit seiner Erzählung vom "Besuch im Karzer". Er war Re-

dakteur der "Deutschen Dichterhalle", die eine große Rolle in der damaligen Literatur spielte. Als ich ihn einmal besuchte, fragte er mich, ob ich seinen "Besuch im Karzer" gelesen habe, worauf ich antwortete, es sei nicht der Fall und fügte rasch hinzu, ich habe gerade sein "In Moll und Dur" gelesen und sei entzückt von den darin enthaltenen Gedichten und poetischen Übersetzungen. Die Wahrheit war jedoch, daß ich den "Besuch im Karzer" gelesen, daß er mir aber nicht gefallen hatte. Desto mehr hatte mir sein "In Moll und Dur" wirklich gefallen wie auch andere Gedichte von ihm, die in der "Dichterhalle" erschienen waren. Einmal legte ich ihm ein paar kleine Gedichte aus meiner eigenen Feder vor, er las sie sehr aufmerksam und sagte dann zu mir: "Donnerwetter, Du hast wirklich Talent! Wenn Du fleißig bist, kannst Du's zu etwas bringen." Ich ging hochbeglückt von ihm nach Hause und sein Lob hat mich aufgerichtet und mir den Glauben an mich selbst gestärkt. Was ich allerdings gehofft hatte, nämlich, daß er das eine oder andere Gedicht gut genug befinden werde, um es in seiner "Dichterhalle" zu veröffentlichen, ging nicht in Erfüllung.

[Geschichten aus dem Odenwald]

Ich weiß nicht mehr, wie alt ich war, als ich in den Odenwald geschickt wurde. Unser Hausarzt hatte gemeint, ich brauche Luftveränderung, ich sei zu schlank für mein Alter und auch zu nervös. Ich sollte viel im Freien sein, frische Kuhmilch trinken und Bauernkost essen. Im Odenwald stieg ich in Höchst im Gasthof "Zur Burg Breuberg" ab. Höchst hatte mein Vater für mich gewählt, weil er dort als Sohn des protestantischen Pfarrers geboren war. Er hatte diesen allerdings nicht gekannt, da er schon starb, als mein Vater kaum das fünfte Jahr erreicht hatte. Höchst ist ein ganz hübsches Nest, das zwischen hohen bewaldeten Bergen an dem Flößchen Mümling eingebettet liegt. Es gefiel mir sehr gut, aber für Kuhmilch konnte ich mich nicht begeistern, sie schmeckte abscheulich. Aber da kam mir eine Dame aus Frankfurt zu Hilfe, die im selben Gasthof wohnte. Sie riet mir, in jedes Glas Milch einen Cognac zu schütten. Nun machte ich mir aus einem Cognac noch weniger als aus einem Glas frischgemolkener Kuhmilch, aber die beiden vermischt ergaben ein angenehmes, wohl-schmeckendes Getränk. Aber mein Vater, dem die Besitzer des Gasthofs am Ende jeden Monats die Rechnung für meinen Aufenthalt und meine Verkösti-

gung schickten, war über die vielen Cognacs, die ich vertilgt hatte, empört, er war überzeugt, ich würde mich zum Cognacsäufer ausbilden. Er schrieb mir einen sehr unfreundlichen Brief, aber meine Antwort beruhigte ihn und ich fuhr fort, so viele Cognacs zu trinken wie mir behagten.

Der Sommer, den ich im Odenwald verlebte, war ziemlich regnerisch. Glücklicherweise hatte ich genügend Lektüre mitgenommen -- nicht Romane oder gar Kriminalgeschichten -- ich habe in meinem langen Leben nur eine einzige Kriminalgeschichte gelesen und das war gar keine, obwohl sie auf dem Titelblatt so genannt wurde -- was ich mitgenommen hatte, waren trotz meiner Jugend Darwins "Abstammung des Menschen", Schopenhauers "Aphorismen zur Lebensweisheit" und Goethes "Faust" und "Westöstlicher Diwan." So hatte ich genug Beschäftigung, wenn das Wetter das Ausgehen unmöglich machte.

Übrigens war mein Aufenthalt reich an Ereignissen. Es lebten noch alte Bauern, die meinen Großvater gekannt hatten und mir sagten, wenn er am Leben geblieben wäre, wäre er der größte Bauer im Odenwald geworden, denn er habe Viehzucht getrieben, einen prächtigen Gemüsegarten angelegt und besondere Liebhaberei für Schweine gehabt, die er sogar aus dem Ausland habe kommen lassen. Wirklich zeigte man mir im Hofe des Pfarrhauses noch den umfangreichen Schweinekoben, den er erbaut hatte. Ich erlebte auch ein Missionsfest in Höchst, bei dem ich als Enkel eines früheren Pfarrers überall an den ersten Platz gestellt wurde, und ich wurde überallhin eingeladen, besonders auch in die benachbarten Ortschaften.

Einmal wurde ich gebeten, eine alte Inschrift auf einem Grabstein zu kopieren, der an der Innenwand der Dorfkirche aufgestellt war. Die Arbeit war sehr schwierig, denn um an die Inschrift heranzukommen, mußte ich mich unter den Bänken auf den Rücken legen. Ich erledigte den Auftrag, der ein Beitrag für ein Werk über hessische Grabdenkmäler sein sollte, zur Zufriedenheit der in Darmstadt wohnhaften Herausgeber, aber alles was ich dafür erhielt, war, daß ich zwei Tage lang wie gelähmt war und furchtbares Kopfweg hatte. Die Kirche war feucht, kalt und dunkel gewesen.

Ich angelte auch mit dem Oberförster, der im Dorf wohnte und ein kleines Buch über die Burg Breuberg verfaßt hatte. Obwohl ich nie vorher eine Angel in der Hand gehabt hatte, fing ich drei Äschen und einen großen Hecht, der gerade eine Äsche verschluckt hatte. Wir ließen uns die Fische in einer Gastwirt-

schaft zubereiten und, obwohl mir das traurige Schicksal der armen Tiere zu Herzen ging und ich mir aus Fischen ebensowenig etwas machte wie aus ungemischter Kuhmilch und ungemischtem Cognac, schmeckten sie vorzüglich.

In der Nähe von Höchst befand sich ein Ökonomiehof, dessen Besitzer den Namen "Nimmerdank" führte. Man erzählte mir, vor hundert oder zweihundert oder noch mehr Jahren habe irgendwo eine Verschwörung gegen das Leben des damaligen Regenten von Hessen stattgefunden, die aber von einem Zigeuner dem Regenten verraten worden sei. Aus Dankbarkeit habe ihm der Regent den Namen "Nimmerdank" verliehen und ihm das Land geschenkt, auf dem die Nachkommen des braven Burschen immer noch wohnten. Sie seien alle Zigeuner geblieben und hätten immer nur Zigeunerinnen geheiratet. Die Geschichte erregte natürlich meine Neugier und so führte mich ein Knecht, der zur "Burg Breuberg" gehörte, eines Tages zu den Nimmerdanks. Das Besitztum war ein geräumiger Hof mit mehreren Ställen, in denen Pferde standen, denn die Zigeuner trieben einen lebhaften Pferdehandel. Hinter dem Hofe hatten sie auch ein paar Äcker bestellt. Der Knecht, der mich einführte und eine Magd auf dem Hofe, die aber keine Zigeunerin war, zur Freundin hatte, stellte mich dem Besitzer vor. Es war ein großer schöner Mann, ein richtiger Zigeuner, braunhäutig und mit langen schwarzen Haaren. Er begrüßte mich sehr herzlich und lud mich in seine Wohnung ein, aber da man immer behauptet hatte, Zigeuner wimmelten von Flöhen und anderem Ungeziefer, blieb ich im Freien und nahm unter einem mächtigen Kastanienbaum im Hofe Platz. Wovon wir plauderten, habe ich längst vergessen. Ich erinnere mich nur, daß ein hübsches Zigeunermädchen von neunzehn oder zwanzig Jahren mir aus der Hand wahrsagte und mich versicherte, ich würde nicht alt werden und eines gewaltsamen Todes sterben. Als sie meinen Schrecken sah, fügte sie hinzu, ich würde mich erst spät verheiraten und immer genug Geld haben. Ich schenkte ihr eine Mark, worüber sie sehr beleidigt tat, aber das Geld in die Tasche steckte.

Wenn das Wetter gut war, machte ich Spaziergänge in die herrlichen Waldungen, die so großartig und gewaltig waren, daß man hätte glauben können, sie seien schon zur Zeit der Nibelungen gepflanzt worden. Wenn ich spät nachts aus einem Nachbardorf nach Hause ging, hörte ich die Füchse bellen und die Hirsche schreien. Irgendwo gab es in den Wäldern eine Quelle, von der behauptet wurde, Hagen habe hier den Siegfried erstochen, als er sich darüberbeugte,

um zu trinken. Auch an Karl den Großen wird man erinnert, dessen Biograph Einhard eine Benediktinerabtei und eine Kirche in der Gegend gegründet hatte.

Eines Morgens um fünf Uhr machte ich mich auf, um zu Fuß nach Michelstadt und Erbach zu wandern. Beide Städte lagen an der Bahnlinie, aber das Wandern am frühen Morgen machte mir Spaß, weil dabei viel mehr zu sehen und zu erleben war, als in einem dumpfen Bahnwagen möglich gewesen wäre. Ich hatte nur ein Butterbrot gegessen und eine Tasse Kaffee zu mir genommen, ehe ich aufgebrochen war. Als ich nach einer herrlichen Wanderung gegen neun Uhr in Erbach ankam, war ich so müde, daß ich mich nach einem Ort umsehen mußte, wo ich mich ein wenig ausruhen könnte. Ich stand gerade vor den Gärten des Grafen Erbach-Erbach, entdeckte eine unverschlossene Tür, schlüpfte hinein und ließ mich auf einer Bank nieder, die am Gartenweg stand. Mir fielen auch gleich die Augen zu. Ich mußte lange geschlafen haben, denn als ich wieder erwachte, standen zwei reizende junge Damen vor mir, lachten ungeniert über mich, und die eine drückte den Finger auf ihre Lippen, als ob sie der anderen Schweigen empfehlen wollte. Ich sprang natürlich sofort auf, nahm den Hut ab und entschuldigte mich, weil ich ohne Erlaubnis in den Park eingedrungen war. Die hübsche Blondine antwortete, das habe nichts auf sich, Papa würde mich nicht hinauswerfen. Dann fragten beide mich über mich aus, und ich erzählte ihnen der Wahrheit gemäß, wer ich war und woher ich kam, und sie fanden alles amüsant, und die Blondine nahm meine Hand und sagte: "Nun gehst Du mit mir hinein, und ich lasse Dir ein Frühstück servieren". Aber ich dachte an meine bestaubten Kleider und meinen verschossenen Strohhut, deshalb dankte ich der jungen Dame für die Einladung und erklärte, ich müsse nun weitergehen. Ich sei auch nicht hungrig. Dann sprachen die beiden etwas auf französisch miteinander, das ich nicht verstand, und die blonde Komtesse ging weg, ohne ein weiteres Wort an mich zu richten. Die andere, die brünett war, befahl mir, mich wieder hinzusetzen, dann nahm sie neben mir Platz und legte den Arm um meine Schulter. Ein Gymnasiast, der herumstreune und in fremde Gärten einbräche, das solle man wohl glauben, sagte sie. Ich erklärte, alles sei genau, wie ich erzählt habe, mein Großvater sei Pfarrer in Höchst gewesen und ich wohne im Gasthof "Zur Burg Breuberg." Das gnädige Fräulein könne dort nachfragen, wenn sie mir nicht glaube. Ich wollte mich erheben und gehen, aber sie legte ihren Arm fester um mich und bemerkte, ich solle ruhig warten, bis ihr Onkel, der Graf, komme und mich als Vagabunden verhaften lasse. Ihre Kusine,

die eben ins Schloß gegangen sei, werde ihm jetzt wohl alles erzählt haben. Ich fühlte, wie mein Herz plötzlich heftig zu pochen anfing, es wurde mir himmelangst. Da hörte ich auch schon den Kies unter seinen Schritten knirschen, aber es war nicht der Graf, sondern eine Zofe, die auf einem silbernen Servierbrett ein ganzes Frühstück aufgebaut hatte: Kaffee, Sahne, Brötchen und Eier, Schinken und Butterbrot. Auch Messer, Gabeln, Löffel und die Serviette waren nicht vergessen. Die kleine Zofe machte einen Knicks vor mir: Komtesse Beate wünsche mir guten Appetit und lasse fragen, ob ich noch einen Wunsch hege. Lieber Himmel, nein, ich hegte keinen Wunsch mehr, und am liebsten hätte ich dankend abgelehnt und wäre weitermarschiert, aber ich hatte einen Riesenhunger, und so konnte ich es nicht über mich bringen, die Einladung auszuschlagen. Ich bat die Komtesse, die bei mir geblieben war -- denn da sie den Grafen Onkel genannt hatte, mußte sie ebenfalls eine Komtesse sein -- der anderen Komtesse tausendmal für ihre Liebenswürdigkeit zu danken und den Grafen um Verzeihung zu bitten, weil ich sein Besitztum betreten habe, ohne vorher Erlaubnis einzuholen. "Also, lass' Dir's gut gehen," antwortete die brünette Komtesse und reichte mir die Hand. "Aber das Servierbrett und die Messer und die Gabel," stammelte ich, "sie sind von Silber, Komtesse." "Lass' sie hier auf der Bank liegen, es wird sie niemand stehlen," erwiderte sie und ging. Ich habe vielleicht niemals ein Frühstück mit solchem Appetit und solch dankbarem Herzen zu mir genommen wie das Frühstück im Erbacher Park inmitten einer bezaubernden Natur und an einem herrlichen Septembermorgen im Gedanken an die reizenden Komtessen, die einen ihnen ganz fremden Jungen so herzlich und freundlich behandelt hatten.

[Gymnasium in Mainz]

Als ich von meinem Aufenthalt im Odenwald nach Gießen zurückkehrte, teilte mir mein Vater mit, er habe mich aus dem Gymnasium in meiner Vaterstadt herausgenommen und werde mich aufs Gymnasium in Mainz schicken. Ich war sehr erfreut darüber, denn der Grund dafür war eine etwas peinliche Geschichte, die mir im Gießener Gymnasium passiert war.

Meinen Lehrern war es nicht verborgen geblieben, daß ich mich für Poesie interessierte und gelegentlich sogar selbst etwas dichtete. Infolgedessen brauchte ich nur einmal eine falsche Antwort auf eine Frage zu geben oder gar

außerstande sein, eine Frage richtig zu beantworten, um sofort eine spöttische persönliche Bemerkung des Lehrers herauszufordern und zu hören, es wäre besser, ich beschäftigte mich mit dem für die betreffende Stunde vorgeschriebenen Pensum als mit dämlichen Gedichten. Das Schlimmste war jedoch, daß ich häufig mehr wußte als meine Lehrer. So erinnere ich mich noch eines Geplänkels mit unserem Doktor Klopp über Immermanns "Münchhausen." Ich hatte die Ausgabe dieses Romans in Kürschners "Deutscher Nationalliteratur" gelesen, wo der Text mit vorzüglichen Fußnoten versehen ist, die alles erklären, was sonst unverständlich wäre. Nun lasen wir im deutschen Unterricht den "Oberhof," der eine Episode des "Münchhausen" bildet. Doktor Klopp erging sich in allerlei Bemerkungen über die Personen des Romans und behauptete, der darin geschilderte Semilasso sei ein arabischer Stammeshäuptling. Da konnte ich nicht an mich halten und lachte laut heraus. Der Lehrer erhob sich von seinem Stuhl und fragte, warum ich lache. "Sie haben gesagt, der Semilasso sei ein arabischer Häuptling," erwiderte ich. "Immermann hat aber dem Fürsten Pückler-Muskau diesen Namen verliehen, weil er ein Buch mit dem Titel 'Semilassos vorletzter Weltgang' veröffentlicht hat." "Woher weißt Du denn das?" fragte Klopp. "Ich habe vor ein paar Wochen den ganzen 'Münchhausen' gelesen, darin wird der Fürst als Semilasso verspottet." "Setz' Dich hin und halte Deinen frechen Mund!" herrschte der Lehrer mich an. Aber verziehen hat er mir mein Besserwissen nicht oder richtiger, die Bloßstellung seiner Unwissenheit nicht. Ein paar Wochen später gab ich beim lateinischen Unterricht eine falsche Antwort auf eine Frage. Klopp sprang wütend vom Stuhle auf, er war rot wie ein Puter und schrie: "Du bist ein elender Verseschmierer und ein Taugenichts! Ein Strolch bist Du!"

Das war zu viel für mich! Der "Verseschmierer" und der "Taugenichts" mochte hingehen, aber "Strolch" empfand ich als unverschämte Beleidigung. Es war mir, als sollte ich vor Empörung ersticken. Im ersten Augenblick wollte ich etwas antworten, aber dann nahm ich meine Bücher und verließ die Klasse. Klopp rief mir noch etwas nach, aber ich hatte die Zimmertür bereits aufgerissen, warf sie krachend hinter mir ins Schloß und eilte spornstreichs nach Hause. Ich fand meinen Vater in seinem Arbeitszimmer. Als ich ihm erzählte, was Doktor Klopp mich genannt hatte, schlug er mit der Faust auf seinen Schreibtisch und schrie, das sei eine unerhörte Beleidigung nicht nur für mich, sondern auch für ihn. Ich erklärte, es sei mir einerlei, was mein Vater mit mir anfangen, keines-

falls kehre ich in eine Klasse zurück, in der Klopp unterrichte. "Die alte Geschichte," wetterte mein Vater weiter, "weil ich Korpsstudent und der Klopp nur Burschenschaftler war, nimmt er sich Dir gegenüber so etwas heraus!" "Ach was," versetzte ich, "es ist nur, weil ich mehr weiß als er!"

In Mainz war ein Korpsbruder meines Vaters Gymnasiallehrer, gleichzeitig leitete er das sogenannte Convict, ein zum dortigen Gymnasium gehöriges Internat, das durchschnittlich zwanzig Schüler beherrschte. Es gefiel mir sehr gut, obwohl ich immer ein wenig Heimweh hatte. Ich wurde dick und pausbäckig -- das einzige Mal in meinem Leben. Außerdem wurde ich sehr gut behandelt -- weil ich Verse schrieb.

Ich hatte mich gefragt, ob es klug sei, auch in Mainz meine Liebe zur Dichtkunst öffentlich zu bekennen und hatte beschlossen, lieber darüber zu schweigen. Unter den Schülern des Convicts war jedoch einer, der ebenfalls dichtete, und so war es am Ende kein Wunder, daß ich ihm mein Geheimnis verriet und ihm Verse aus meiner Feder zu lesen gab. Die Folge war, daß er mich zur Abfassung eines Prologs zum Geburtstag unseres Internatsvorstehers vorschlug. Wir führten bei dieser Gelegenheit ein kleines Lustspiel auf, in dem auch ich eine Rolle hatte, und mein Prolog sollte das Lustspiel eröffnen. Ich bediente mich dabei der Oktave und brachte ein erträgliches Gratulationsgedicht zustande, in dem ich gleichzeitig Glückwünsche, Worte der Dankbarkeit und des Lobes für unseren Lehrer einfügte. Ich las den Prolog selbst vor und erntete großen Beifall.

Am nächsten Tag wünschte die Gattin unseres Vorstehers noch andere Gedichte von mir zu sehen, und sie war so überrascht darüber, daß sie die Sachen keinem Geringeren als Professor Ludwig Noiré, dem bedeutenden Philosophen, vorlegte. Noiré gab sie weiter an seine literarisch gebildeten Kollegen und Freunde, darunter den Professor Max Müller aus Oxford, der gerade zu Besuch bei ihm weilte. Er war der Sohn des Dichters Wilhelm Müller, dem Verfasser der Müller- und Griechenlieder, und er und Noiré fällten das Urteil, ich sei ein sehr talentierter Mensch, und das machte die Runde bei der gesamten Lehrerschaft des Gymnasiums, und statt mit Hohn und Spott verfolgt zu werden, wurde ich gelobt, und nicht nur von den Lehrern, sondern auch von meinen Mitschülern.

In Mainz war alles anders als in Gießen. Das Gymnasium befand sich in einem alten Gebäude in der "Gymnasiumsstraße" und das Convict nur ein paar Schritte weiter in der "Betzelsgasse." Beide lagen mitten in der Stadt hinter dem Theater und waren früher Mönchs- oder Nonnenklöster gewesen. Im Convict waren die Fenster im untersten Stockwerk mit eisernen Gittern verwahrt, weshalb wir uns einbildeten, es müsse ehemals das Heim der Nonnen gewesen sein, was unserer Phantasie besser gefiel als wenn es Mönche gewesen wären. Die Räume waren auffallend groß, so daß sechs oder sieben von uns im selben Zimmer schlafen konnten. Unser Arbeitszimmer hatte sogar Platz für uns alle. Am Abend versammelten wir uns in einem saalartigen Zimmer zu ebener Erde, wo wir miteinander plauderten oder Klavier oder ein anderes Instrument spielten. Einer von uns, der aus Bayern stammte, besaß sogar eine Zither, zu der er sang:

I hab'n Schatz g'habt,

I hab'n gern g'habt

I hab' glaubt,

er liebt auch mi.

Hab' i nachg'fragt,

Hat sie zwölf g'habt,

Und der dreizehnt'

War i.

Er sang auch Schnadahüpferl:

Wann ma a Geld hat,
Geht ma ins Wirtshaus,
Wann ma koans hat,
Bleibt ma draus.

oder:

Wann ma a Geld hat,
Kann ma a Madel kaufen,
Wann man koans hat,
Langt's noch grad zum Raufen.

oder:

Wann ma a Geld hat,
Fährt ma mit der Pferdebahn,
Wann ma koans hat,
Kommt ma früher an.

Einige von uns waren wirklich musikalisch, und wir waren im Symphoniekonzert abonniert, das an jedem Freitag abend im Stadttheater unter der Leitung eines so vorzüglichen Dirigenten wie Fritz Steinbach stattfand. Hinter dem Convictgebäude befand sich ein kleiner, von hohen Mauern umgebener Hof, in dem eine einzige Akazie ein gelangweiltes Dasein führte. Rings an den Mauern standen ein paar Bänke, auf denen wir an windstillen, trockenen Abenden zu sitzen pflegten und uns über den Himmel und seine Sterne unterhielten, über das irdische Leben und die Ewigkeit, vor der uns allen ein wenig graute, und über das Leben nach dem Tode. Das Geheimnis des Hofes war jedoch eine schmale Tür, die auf den Hinterhof einer Flaschenbierhandlung ging, deren Lieferwagen während der Nacht dort abgestellt waren. Legte einer von uns an eine bestimmte Stelle eines dieser Wagen die nötigen Pfennige, so fand er nach Dunkelwerden dort eine oder mehrere Flaschen Bier, die dann heimlich im Hofe

geleert wurden. Diese geniale Einrichtung war sicher davor, entdeckt zu werden, weil der Hof mit seinen hohen Mauern in pechschwarzes Dunkel gehüllt war, wenn nicht gerade der Vollmond hineinschien. Ich selbst hatte kein Interesse an dem Geheimnis, weil ich mir nichts aus Bier machte. Wäre es Wein gewesen, hätte ich wahrscheinlich mitgemacht.

Wir gingen alle gerne zur Schule, denn unsere Lehrer waren gütige alte Herren, die sich unsere Freunde nannten und fast alle für den ersten Napoleon schwärmten und auf die Preußen schimpften, weil sie hundert Jahre vorher ihre Pferde in ehemaligen Klöstern und zerfallenen Kirchen untergestellt hatten und überhaupt, weil sie großspurig auftraten und schnarrten, statt sich des Mainzer Dialekts zu bedienen. Den Mainzer Dialekt hatte ich sehr schnell gelernt, und es machte mir Spaß, ihn zu sprechen, und ich war sogar stolz darauf. Die Mainzer waren witzige, gutmütige, ein wenig derbe Menschen wie alle Bewohner längs des Rheins. Sie lebten nur vom Gedanken an die nächste Fastnacht, an der ihr Mutterwitz und ihre Leichtlebigkeit Orgien feiern durften. Vom Samstag vor Fastnacht bis zum Aschermittwoch waren alle Schulen geschlossen, und wir Convictianer, die in normalen Zeiten nur mit Erlaubnis unseres Vorstehers allein ausgehen durften, konnten während der Fastnacht gehen und kommen, wie es uns beliebte. Dabei standen Essen und Trinken den ganzen Tag im Convict zu unserer Verfügung. Als einmal Prinz Carneval am Samstag morgen seinen Einzug in die Stadt hielt und sich auf dem Balkon des Theaters seinem Volke zeigte, gab es einen furchtbaren Lärm, und da gerade die Zeit des Schunkelwalzers war, wurde dieser von der zum Gefolge des Prinzen gehörigen Kapelle angestimmt, worauf jedermann auf dem Gutenbergplatz seinen Nachbarn oder seine Nachbarin unter den Arm faßte und unter Absingen des zum Walzer gehörigen Textes hin und her schwankte. Der Geist, der dabei die Menschenmenge beseelte, beseelte sie auch die folgenden drei Tage. Das Hauptereignis war außer dem glänzenden Festzug am Rosenmontag das besonders für die Gelegenheit verfaßte Fastnachtsspiel am Sonntag nachmittag im Stadttheater. Es wimmelte so sehr von lokalen und politischen Anspielungen, daß das Publikum das solide Gebäude zum Wanken brachte, so sehr brüllte es vor Lachen. Mir ist nur eine einzige Episode aus einem Stück, dessen Namen ich vergessen habe, im Gedächtnis haften geblieben. Zwei junge Mainzer waren in ihrer Vaterstadt in einem Luftballon aufgestiegen und erst in Peking zur Erde niedergegangen. Sofort wurden sie von chinesischen Polizisten verhaftet und vor den Richter ge-

schleppt, der sie nach einigem unverständlichen Gerede zum Tode verurteilte, und zwar sollten sie mit zwei sichelartigen Messern einander die Bäuche aufschlitzen. So saßen sie dann mit ihren Messern da und überlegten, wie sie den richterlichen Befehl ausführen sollten, da beide keine Bäuche hatten. Da wurden zwei mit Blumen geschmückte Palankins vorübergetragen, zwischen deren halb zurückgeschlagenen Vorhängen je eine reizende schlitzäugige Chinesin herauschaute. Als die beiden an den Mainzern vorüberkamen, beugte sich zuerst die eine, dann die zweite aus dem Fenster des Palankins, und die eine warf dem einen und die zweite dem anderen eine Rose zu. Sofort näherte sich den beiden Mainzern ein hoher kaiserlicher Würdenträger, verneigte sich bis zum Gürtel und verkündete: "Meine Herren, Ihnen ist eben ein großes Glück widerfahren. Dies ist der große Tag, an dem unsere erhabenen kaiserlichen Prinzessinnen ihre Gatten wählen, und ihre Wahl ist auf Sie gefallen. Ich preise Sie glücklich vor allen Sterblichen!" Da sahen die beiden Mainzer einander verdutzt an, und der eine sagte zum anderen: "Schämbs, ich glaub', die Straf is' verschärft worden."

In unserem Convict herrschte natürlich beispiellose Ordnung. Wir standen alle zur selben Zeit des Morgens auf, aßen pünktlich zu Mittag, machten unsere Schulaufgaben, und um fünf Uhr gab es unter Führung unseres Vorstehers oder eines anderen Lehrers einen Spaziergang. Mainz war mit seinen alten Gebäuden und malerischen engen alten Gassen eine sehr interessante Stadt, es war damals noch von Festungsmauern eingeschlossen und beherbergte eine Unzahl von Soldaten aller Waffengattungen, die das Straßenbild überaus farbig belebten. Übrigens behauptete man, die erste Person, die man in Mainz begegne, sei ein Soldat, die zweite ein Pfaffe und die dritte eine von den galanten Damen, die in jeder Großstadt zu Hause sind. Das mag übertrieben sein, aber ganz unwahr war es nicht.

Zu den Sommerfreuden in Mainz gehörte das Baden im Rhein. Der Rhein war damals ebenso rein wie die Lahn, in der ich schwimmen gelernt hatte, ein Fluß mit wirklich reinem Wasser. Fabriken und ähnliche industriellen Etablissements hatten es noch nicht verunreinigt und seuchengefährlich gemacht. Der Ort, wo wir badeten, lag Mainz gerade gegenüber auf dem rechten Rheinufer und hieß Kastel. Wir mußten den Strom auf einer neuen großen Brücke überschreiten, wofür wir einen oder zwei Pfennige Brückengeld zu zahlen hatten. Der Platz war eine Militär-Badeanstalt, wo außer uns auch die vielen Söhne der

zahlreichen in Mainz stationierten Offiziere badeten oder schwimmen lernten. Er bestand aus Pontonbrücken, die als ein großes Viereck im Flusse verankert waren. Ringsum auf den Brücken saßen uniformierte Pioniere, die auf uns achtgeben sollten, was wir für sehr überflüssig hielten, da wir alle gute Schwimmer waren. Der Rhein hat eine starke Strömung, und es wäre unmöglich gewesen, gegen sie anzukommen. Leute, die vom einen zum anderen Ufer geschwommen waren, landeten einen oder zwei Kilometer stromabwärts. Eines Tages schwamm ich in der Richtung des Flusses, als ich plötzlich von der Strömung erfaßt und mit fortgerissen wurde. Sie warf mich gegen einen Ponton, an den ich mich vergebens anzuklammern versuchte und bereits unter das Boot getaucht war, als ein Pionier, der mich beobachtet hatte, sich hinter mir ins Wasser stürzte, mich am Arme ergriff und zurückzog. Ich hatte bereits das Gefühl, daß ich verloren sei, ich sah vor meinen geschlossenen Augen wundervolle gelbe Wasserpflanzen und hörte ein Geräusch wie Glockenklang. Aber wahrscheinlich befand ich mich in gar keiner Gefahr, die Strömung hätte mich in den offenen Strom hinausgetragen, und da ich schwimmen konnte, wäre mir ein Ruderboot zur Hilfe gekommen. Alle meine Kameraden, die mein Verschwinden unter dem Ponton mitangesehen hatten, umringten mich und gratulierten mir, daß ich noch am Leben war. Erst zwei Stunden später stellte sich bei mir so furchtbares Herzklopfen ein, daß ich glaubte, mein Ende sei gekommen. Dasselbe trat viele Jahre später bei mir ein, als ich beinahe in einem amerikanischen See ertrunken wäre.

Manchmal kam der Kaiser oder ein höherer General in später Nacht nach Mainz, ließ Alarm blasen und weckte die ganze Stadt aus dem Schlaf. Alles rannte hin und her, Offiziere galoppierten durch die schlecht erleuchteten Straßen und Gassen, das Militär marschierte im Eilmarsch oder im Galopp aus der Stadt hinaus und am frühen Morgen marschierten oder ritten die Regimenter mit klingendem Spiel hinter dem Kaiser oder dem General und seinem Stab in die Stadt zurück.

Vom Frühling bis zum Herbst machten wir an jedem Wochenende Ausflüge mit dem Dampfboot den Rhein hinab und besuchten alle größeren Städte. Einmal stiegen wir in Kaub aus, besichtigten die im Strome gelegene Pfalz und das Bergwerk, für das wir wie Bergleute eingekleidet und mit einer kleinen Lampe versehen wurden. Voll stiller Begeisterung und Verwunderung wandelten

wir in den dunklen Gängen umher und waren doch froh, als wir das Tageslicht wieder erblickten.

Manchmal reisten wir bis Biebrich und gingen dann zu Fuß nach Wiesbaden, wobei wir an der Villa des weltberühmten Violinisten Wilhelmj vorüberkamen und alle die Mütze abnahmen, worauf er sich von seinem Stuhle auf der Veranda erhob, sich verneigte und uns zuwinkte. Wir hatten ihn alle in mehreren Konzerten gehört. In Wiesbaden wohnten wir gewöhnlich dem Konzert im Kurgarten bei oder stiegen auf den Neroberg bis zum Jagdschloß Platte hinauf und genossen den reizenden Blick auf den Rhein und die unten liegenden Ortschaften. Einmal krochen wir auch in die Leichtweiß-Höhle, in der ehemals der Räuber dieses Namens gehaust hatte und die je einen Eingang und einen Ausgang an beiden Enden aufwies. Der Bursche hatte sein Bett in einer Aushöhlung des Felsens und seine Frau das ihre in einer anderen Aushöhlung. Auf der Eingangstür war das Porträt des Outlaws in Lebensgröße in bunten Farben gemalt. Er scheint sein Handwerk noch bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts getrieben zu haben.

Natürlich gab es auch Sonntage, an denen wir aus irgend einem Grunde zu Hause bleiben mußten. Dann ging ich ganz frühe an den Rhein hinunter, lauschte dem Geläute der Kirchenglocken aus den benachbarten Ortschaften, freute mich über die Schiffe, von deren Deck Ausflügler zu mir herüberwinkten, dann stieg ich in die Anlage hinauf, wo ich mich niederließ und dem Gesang der Nachtigallen lauschte, die in ihrer Gesamtheit ein fröhliches Konzert aufführten. Manchmal kritzelte ich dort ein paar Verse in mein Notizbuch, ich war damals in ein reizendes jüdisches Mädchen verliebt, das mich zu meinen lyrischen Seufzern begeisterte. Sie hatte zwei lange blonde Zöpfe und ging jeden Morgen mit ihren Schulbüchern am Convict vorüber, aber sie hat nie ein Wort mit mir gewechselt. Natürlich wußte ich, wer sie war, und als ich in den Ferien meinem Vater zuhause von ihr erzählte und erklärte, ich hege die ernstliche Absicht, sie später zu meiner Frau zu machen, sagte er, er habe nichts dagegen, nur würde ich dann die ganze Familie mitheiraten, was allerdings weniger nach meinem Geschmack war. Ich erinnere mich nicht einmal mehr des Namens dieser frühen Liebe, obwohl es erst fünfundsiebzig Jahre her ist.

Gerade weil in unserem Convict der Tag genau eingeteilt war, blieb mir noch Zeit für mich selbst übrig. Ich brachte jede freie Minute mit Lesen zu, und

als ich im Schaufenster einer Buchhandlung ein Exemplar von Dantes "Göttlicher Komödie" sah, schaffte ich sie mir sofort an und beschäftigte mich dann Monate lang damit. Ich verglich sie mit dem italienischen Original, das ich aus der Gymnasial-Bibliothek entliehen hatte. Die deutsche Ausgabe war von König Johann von Sachsen übersetzt, der unter dem Pseudonym Philalethes schrieb und einen vorzüglichen Kommentar zur Dichtung lieferte. Nach Dante -- ich hatte auch seine "Vita Nuova" gelesen -- schaffte ich mir Ariosts "Rasenden Roland" in der Übersetzung von Gries an, dann las ich zwei Tragödien von Alfieri und seine Selbstbiographie, denen sich Manzonis "Verlobte" anschloß. Ehe ich siebzehn Jahre alt war, hatte ich mir mit der Hilfe von Sauers Italienischer Literaturgeschichte eine ganz hübsche Kenntnis der italienischen Dichter und Schriftsteller erworben. Aber es war nichts verglichen zu dem Taumel, in den ich geriet, als ich kurz nachher zum ersten Male mit Byron bekannt wurde.

Was mir die Jahre in Mainz noch besonders angenehm machte, war die Tatsache, daß sich gerade damals zwei Onkel von mir in der Stadt befanden: der eine war Major Naumann bei einem preußischen Infanterieregiment, der andere Regierungsrat Gustav von Zangen, was damals eine hochangesehene Stellung bedeutete. Außerdem war er Kammerherr des Großherzogs von Hessen und trug deshalb einen schönen goldenen Schlüssel hinten an seiner Kammerherrenuniform. Er stammte aus einer alten hessischen Adelsfamilie, der auch meine Großmutter väterlicherseits angehört hatte. Ich verbrachte viele Sonntagnachmittage in seiner Wohnung, wo seine verwitwete Schwester, Tante Pfarrius, ihm den Haushalt führte. Er zog mich immer hinzu, wenn es etwas gab, was für mich von Interesse sein konnte.

Kurz ehe ich für immer Abschied von Mainz nahm, hatte ich mit meinem anderen Onkel, der die Schwester meiner Mutter geheiratet hatte, einen unerfreulichen Zusammenstoß. Ich war einen oder zwei Tage vorher bei meinem Zahnarzt gewesen und traf in dessen Wartezimmer einen jungen Leutnant von meines Onkels Regiment. Als ich meinen Onkel wieder besuchte, erzählte ich ihm davon und nannte den Offizier einen "Leutnant mit einem Schafsgesicht." Da brauste aber mein Onkel auf und schrie mich an: "Du bist ein unverschämter Lausejunge! Wer gibt Dir das Recht, solche beleidigende Bemerkungen über einen Offizier unserer deutschen Armee zu machen." Damit wandte er mir den Rücken und kommandierte: "Du kannst abtreten! Rechtsum marsch!" Ich war so überrascht und verduzt, daß ich linksum macht, als ich wegging. Fünfundsech-

zig Jahre später, als ich gerade aus Amerika zurückgekehrt war, besuchte ich meinen Onkel, der es bis zum Obersten gebracht hatte, längst pensioniert war und in Gießen lebte. Es war Hochsommer, und er feierte seinen neunzigsten Geburtstag, deshalb waren eine Menge Gratulanten anwesend, lauter ältere Herren in veralteten Uniformen und mit Glatzköpfen, die im Sonnenlicht glänzten, als ob sie poliert wären, und mit allen möglichen Orden und Ehrenzeichen auf der Heldenbrust. Es war ein glühend heißer Julimorgen, deshalb hatte ich meinen neuen amerikanischen Palmbeachanzug angelegt, und die Folge davon war, daß alle Anwesenden, die nach ihrem Eintreten einander vorstellten, an mir vorübergingen, ohne mich eines Blicks zu würdigen. Ich hätte für die feierliche Gelegenheit einen schwarzen Gehrock anlegen müssen, aber von allen männlichen Anzügen war mir der Gehrock der unausstehlichste, und keine zehn Pferde hätten mich vermögen können, in einem solchen Kleidungsstück vor Menschen zu erscheinen. Während ich noch darüber nachdachte, öffnete sich die Zimmertür und ein höherer Offizier mit einem scheußlichen Gemälde, das einen 116er Soldaten vorstellen sollte, trat auf meinen Onkel zu und hielt eine wohl-durchdachte, gar nicht üble Ansprache. Aber wer beschreibt mein Entsetzen, als ich in ihm den ehemaligen Leutnant mit dem Schafsgesicht erkannte, der jetzt eine Generalsuniform trug und noch mehr Orden auf der Heldenbrust baumeln ließ als alle Anwesenden. Er schüttelte den meisten Anwesenden die Hand, aber an mir ging er vorüber, ohne mich zu beachten. Natürlich, weil ich nur einen hellen Palmbeachanzug trug und nicht, weil ich ihn damals ein Schafsgesicht genannt hatte. Dieses Gesicht hatte sich auch in den vielen Jahren nicht verändert, nur war der Herr natürlich älter geworden als damals, als er die Ursache davon wurde, daß mein Onkel mich einen Lausbuben genannt hatte, der die ganze deutsche Armee beleidigt hatte.

Als ich nach Jahr und Tag nach Gießen zurückkehrte, hatte sich vieles geändert. Nicht in der äußeren Erscheinung der Stadt. Die Häuser waren noch dieselben wie früher, einfach und anspruchslos standen sie eng aneinandergeschmiegt, nur in den Außenbezirken erblickte man jetzt hübsche neue Villen und Einfamilienhäuser. Auch mein Vater hatte sich ein Haus an einer der vier Anlagen gebaut, davor zogen sich zwei Reihen prachtvoller Linden hin, die zur Zeit, als ich zurückkehrte, blühten und dufteten. Gießen war immer noch eine Gartenstadt.

[Forderung auf Pistolen]

Kurze Zeit trug ich mich mit dem Gedanken, Theologie zu studieren. Ich war einmal sehr fromm gewesen und hatte mich schon früh mit Religion beschäftigt. Die Bibel hatte ich von Anfang bis zu Ende gelesen und war begeistert von den Schönheiten, die ich darin fand. Vieles hat bleibenden Eindruck auf mich gemacht, aber ich stand ihr doch schon damals skeptisch gegenüber. Ein großer Teil davon wurde für mich eine Sammlung orientalischer Märchen und Legenden. Ich beschäftigte mich auch mit fremden Religionen, und wenn sie mir auch nicht viel bedeuteten, war mir ihre Kenntnis doch sehr nützlich.

Mein Vater hätte es gern gesehen, wenn ich mich als Konkneipant seinem Korps angeschlossen hätte, aber ich konnte dem Gedanken keinen Geschmack abgewinnen. Schon der hirnlöse Trinkzwang erfüllte mich mit Entsetzen, weil ich mir aus Bier nichts machte. Aber einmal kam ich mit den "Starkenburgern," denen mein Vater angehörte, sozusagen in nähere Berührung. Einer seiner Korpsbrüder war ungezogen gegen meine Schwester gewesen, ich schrieb ihm darauf einen groben Brief, mit dem er zu meinem Vater hinlief und verlangte, mein Vater sollte mich zwingen, mich bei dem jungen Manne zu entschuldigen, wenn auch nicht persönlich, so doch brieflich. Meinem Vater war die Sache natürlich sehr peinlich, und als ich mich weigerte, eine solche Epistel zu verfassen, schrie er mich an, dann würde ich auf Pistolen gefordert und ich würde die Forderung natürlich nicht annehmen, da ich ein viel zu großer Feigling sei. Am nächsten Morgen erschien bei mir ein Korpsbruder des beleidigten Studenten und forderte mich auf, meine Beleidigung zurückzunehmen, andernfalls ... "andernfalls bin ich beauftragt, Ihnen eine Forderung auf Säbel zu überbringen." Ich lachte ihm ins Gesicht. "Machen Sie doch keine solchen Witze," antwortete ich möglichst unzeremoniell, "was sollte ich denn mit einem Säbel anfangen, ich habe mein Lebtag kein solches Ding in der Hand gehabt. Wenn Sie mich schon fordern wollen, dann auf Pistolen!" Der Kartellträger, dem man anmerkte, daß ihm sein Amt wenig angenehm war, erklärte, er sei dazu nicht berechtigt, wolle aber meine Antwort seinem Korpsbruder überbringen und mir später Weiteres mitteilen. Eine Stunde nachher war ich auf Pistolen mit dreimaligem Kugelwechsel gefordert. Da ich nie ein Duell erlebt hatte und nicht wußte, wie ich mich benehmen sollte, machte ich einem mir befreundeten Mitglied des Korps "Hassia" einen Besuch. Er riet mir, Waffen bei seinem Korps zu belegen, was ich auch tat. Um 6 Uhr nachmittags trat das Ehrengericht in der Gastwirtschaft "Zum Lin-

denhof" zusammen. An einem langen Tisch saßen je zwei Mitglieder der "Starkenburgia," der "Hassia" und der "Teutonia," also sämtlicher Korps der Universität. Der Vorsitzende war ein Mitglied der "Teutonia." Mir kam alles ein wenig kindlich vor und mein Gegner schilderte ebenso wie ich den Grund, warum wir einander totschießen wollten. Darauf schickte das Ehrengericht uns beide aus dem Zimmer und kurz nachher wurden wir zurückgerufen, und es wurde feierlich erklärt, unsere gegenseitigen Beleidigungen seien so furchtbar, daß nur ein Kampf auf Leben und Tod unsere Ehre wiederherstellen könne. Um 5 Uhr am nächsten Morgen, einem Sonntag im Juli, fuhren wir in zwei Equipagen nach dem "Lumpenmannsbrunnen" an der "Licher Straße." Hinter dem Brunnen erhob sich dichter Buchenwald, in den wir uns begaben, nachdem die beiden Wagen in eine entfernte Schneise geschickt worden waren. Zuerst fand der feierliche Austausch der Waffen statt und der Unparteiische, ein Teutone, zählte fünfzehn Schritte ab, und mein Gegner und ich nahmen unsere Plätze ein. Mein Sekundant trat noch einmal an mich heran und sagte mir, es sei erlaubt, daß ich mich spitz stelle, außerdem habe er unzählige Duelle mitgemacht, dabei sei noch nie ein Mensch auch nur verwundet worden. Ich merkte, daß mein Gegner ein sehr trübseliges Gesicht machte, dann kam das Kommando und wir schossen sechs Löcher in die Luft oder wenigstens in die Buchen, die uns umringten. Dann mußten wir noch unser Ehrenwort darauf geben, daß wir vier Wochen lang Schweigen über das Duell bewahren würden. Mein Gegner und ich schieden, ohne die landesübliche Versöhnung zu feiern.

Auf der Fahrt in die Stadt zurück unterhielten sich der Arzt und mein Sekundant darüber, daß während der letzten Monate fast täglich ein Duell stattgefunden habe, und als ich meine Verwunderung darüber aussprach, wurde ich belehrt, ein Mensch, der eine Beleidigung auf sich sitzen lasse, sei ein ehrloser Geselle, da seine Ehre nur wiederhergestellt werden könne, indem er zur Pistole oder zum Säbel greife. Über diese Enthüllung begann ich so laut zu lachen, daß die beiden Herren ganz beleidigte Gesichter machten, weshalb ich schleunigst anfang, von der Schönheit des morgendlichen Waldes zu sprechen, denn ich fürchtete, ich würde mir ein neues Duell auf den Hals laden. Am Nachmittag desselben Tages kutscherte ich meinen Vater und meine beiden Schwestern nach dem Schiffenberg, wobei unser Kutscher neben mir saß und plötzlich sagte: "Sie haben ja heute morgen ein Duell gehabt, Herr Georg." Als ich ihn verwundert fragte, woher er das wisse, erzählte er mir, einer der Kutscher, die

unsere Wagen am Morgen gefahren hätten, habe es ihm verraten. So lange dauerte es, um ein Geheimnis zu bewahren.

In diesen Tagen, als ich nichts Rechtes mit mir anzufangen wußte, half ich ein wenig in meines Vaters Geschäft. Er gab mir aber schon nach vierzehn Tagen den Laufpaß, denn ich verkaufte seine Waren unter dem Preise, und wenn jemand Kredit beanspruchte, vergaß ich nach seinem Namen zu fragen. Mein Vater erklärte, ich sei zu nichts zu gebrauchen, was mich daran erinnerte, daß meine Lehrer behauptet hatten, aus mir würde niemals etwas werden, und dann fiel mir ein, daß ein Militärarzt, der mich auf meine Brauchbarkeit zum Militärdienst untersuchte, entsetzt darüber war, daß ich so schlank und flach über der Brust war. "Sie werden's auch nicht lange treiben," sagte er und wies mich dem Landsturm zu, worüber ich mich diebisch freute.

[Schicksalhafte Jugendliebe und Poesie]

Um diese Zeit verliebte ich mich in eine Engländerin oder richtiger, in eine Schottin. Sie war ein paar Jahre älter als ich, sehr klug und gebildet und nicht eigentlich eine Schönheit. Sie war natürlich nicht meine erste Liebe, und ich war durchaus nicht glücklich, weil ich glaubte, sie sei hoffnungslos. Deshalb schrieb ich kleine Gedichte wie etwa die folgenden:

Sie nennen's Schuld, sie nennen's Sünde,
Daß ich so innig lieb dich hab',
Ich aber quäle bang mich ab,
Ob ich das rechte nicht ergründe.

Noch immer konnt' ich's nicht erkennen,
Doch wenn im allertiefsten Schmerz
Für dich gebetet hat mein Herz,
Ob sie das auch wohl Sünde nennen ?

Wenn sich einmal in fernen Tagen
Dies kleine Lied zu dir verirrt,
Ich weiß nicht, ob dein Herz mir zürnen,
Ob mir dein Herz vergeben wird.

Vielleicht auch deckst du mit den Händen
Dein schönes Antlitz weinend zu --
Doch still -- in jener heiligen Stunde
Hab' ich schon längst im Grabe Ruh.

Aber das Wunderbare war, daß sie meine Liebe erwiderte, und das Wichtigste, daß sie mich in die englische Sprache einführte und mir englische Bücher zu lesen gab. Meist waren es schottische Dichter wie etwa Robert Burns, James Hogg oder Sir Walter Scott, oder englische wie Shelley, Keats und Byron. Ich schaffte mir eine englische Grammatik und ein englisches Wörterbuch an, und meine Freundin half mir mit der Aussprache. Sicherlich ist es wahr, daß die Liebe eine zauberhafte Kraft besitzt: schon nach ungefähr zehn Wochen war ich so weit, daß ich englische und schottische Gedichte ins Deutsche übertragen konnte, und diese Übertragungen erschienen schon bald in verschiedenen Zeitschriften. Das "Magazin für Litteratur", das damals in Dresden herauskam, veröffentlichte meine Übersetzung von Thomas Hoods "Song of the Shirt", ein Gedicht von elf achtzeiligen Strophen. Auch andere Monatsschriften brachten Übersetzungen von mir, und nicht nur solche aus dem Englischen. Das "Magazin" war aber die bedeutendste und verbreitetste.

Noch eine andere wichtige Folge hatte meine Beschäftigung mit der englischen Sprache und Poesie. Ich kannte natürlich längst die Gedichte aus Bischof Percys "Reliques of Ancient English Poetry," die Herder in seinen "Stimmen der Völker in Liedern" in Nachdichtung gebracht hatte, und ich ruhte nicht, bis ich eine Originalausgabe mein eigen nannte. Sogar das von Hales und Furnivall

herausgegebene Folio-Manuskript des Bischofs schaffte ich mir an. Die Beschäftigung mit schottischen Dichtern führte mich zu Sir Walter Scott's "Minstrelsy of the Scottish Border," das in meiner Ausgabe sogar die Melodien zu einer Anzahl Balladen enthielt. Nach und nach schaffte ich mir noch andere Volkslieder- und Balladensammlungen an. Ich schloß mich in mein Zimmer ein, arbeitete Tag und Nacht mit diesen Gedichten, die so großen Eindruck auf mich machten, daß ich selbst anfang, Balladen zu schreiben. Zuletzt veröffentlichte ich im Feuilleton der "Frankfurter Zeitung" eine längere Abhandlung über "Die alt-schottischen Volksballaden." Es war nur eine volkstümlich gehaltene Schilderung des Inhalts einzelner Balladen mit einer Anzahl Übersetzungen. Sie schienen viel Anklang gefunden zu haben, denn von überall her empfing ich Anfragen, wo die Originale zu finden seien. Es ist nicht schwer zu verstehen, daß mir außer Volksballaden auch Volkslieder ans Herz gewachsen waren. Ich hatte die Volkslieder der verschiedensten Nationen studiert und war zuletzt überzeugt, daß -- außer den Slawen -- die Deutschen die schönsten Volkslieder besaßen. Wichtig wurde es für mich, daß ich Klavierspielen gelernt hatte, so daß ich auch die Melodien kennenlernen konnte. Das gleiche war der Fall bei den Komponisten, die unsere schönsten Lieder in Musik gesetzt hatten. Welch ein beispielloser Reichtum an Liedern breitete sich vor mir aus! Es kam mir vor, als ob nur der ein wirklicher Dichter sei, der ein Lied schreiben könnte. Ich schrieb schon damals Gedichte, aber ein Lied ist mir erst später gelungen.

Ich las ungeheuer viel in fremden Literaturen, und aus ihrer Lyrik ahmte ich ihre Reimereien nach. Ich verfaßte Ghaselen, Triolette, Madrigale, Sestinen, Terzinen, Canzonen und Oktaven, bis ich eines Tages entdeckte, daß alles das fremdartig und nicht deutsch war. So verbrannte ich alle Manuskripte und befließigte mich wieder einer einfachen deutschen Sprache. Nur später schrieb ich die kleine Dichtung "Boccaccio" in Terzinen, weil mir das die richtige Reimart für einen italienischen Stoff zu sein schien. Die einfache, ungekünstelte deutsche Sprache war die Sprache der Dichter, die zur Zeit, von der ich hier spreche, unsere Literatur beherrschten. Vor allen Dingen verlangte man Klarheit, verlangte man durchsichtige Verse, die sich beim Lesen einschmeichelten. Unverständliche, dunkle, geheimnisvolle, mysteriöse Gedichte fanden keinen Anklang oder wurden von Kritikern verspöttet.

Eines Tages brach damals ein erbitterter Kampf zwischen den älteren Dichtern und den jungen realistischen und naturalistischen aus. Man kann sich

heute nur schwer eine Vorstellung davon machen, wie roh dieser Kampf von den Schriftstellern geführt wurde, die sich um die Monatsschriften "Gesellschaft" und die "Freie Bühne" scharten. Ich nahm keinen Anteil an dem Streit und kümmernte mich nicht darum, und wie ich niemals einem Verein angehörte, gehörte ich auch niemals einer literarischen Moderichtung an.

In Goslar am Harz erschien eine neue Zeitschrift, die von zwei jungen Männern namens Evers und Busse redigiert wurde und in der ich mehrere Beiträge veröffentlichte. Es war ein Wagnis, aber ich hatte Erfolg, die Zeitschrift erwählte mich zu ihrem regelmäßigen Mitarbeiter und brachte noch viele Sachen aus meiner Feder. Gleichzeitig druckten auch "Über Land und Meer" und andere Zeitschriften Gedichte von mir. Eines Tages besuchten mich Franz Evers und Carl Busse, wir saßen lange in meinem Arbeitszimmer und schmiedeten Pläne für die Zukunft. Beide machten einen etwas primitiven Eindruck, aber sie waren sicher, sie würden die Welt erobern. Sie waren auch erfolgreich, und nach einiger Zeit veröffentlichten sie ein Buch mit dem Titel "Symphonie," das Beiträge von fünf jungen Leuten enthielt. Das Buch trat ein wenig selbstbewußt auf, was auch nötig war, aber es war ein konfuser Versuch, die Dichtkunst realistischer zu gestalten und sie doch nicht zu tief sinken zu lassen. Den beiden Herausgebern schwebte als Programm eine neue Dichtkunst vor, von der man aber nicht wußte, was sie wirklich war. Sie sollte nicht realistisch, nicht naturalistisch sein, aber auch nicht zart und melodisch. Die fünf Mitarbeiter litten alle ein wenig an Größenwahn und an einer überschwenglichen Sprache, am meisten ich selbst. Man lese nur die ersten Strophen meiner

Morgenfeier

Es war ein Leuchten aufgezo-gen
Am Himmelsrand in früher Stund',
Als noch des Sees kühle Wogen
Verschwiegen schlummerten am Grund,

Eh' noch das Reh zum Tannenwalde
Zurück sich schlich mit zagem Fuß,
Eh' noch die Lerche von der Halde
Aufstieg, dem jungen Tag zum Gruß.

Die Zweige rührte hin und wieder
Ein Hauch der traumhaft stillen Luft
Und zögernd fiel zur Erde nieder
Von Blatt zu Blatt der Morgenduft.

Auf den verlor'nen Waldesbahnen
War's noch so kühl, so grabesstill,
Nur eine Drossel sang voll Ahnen,
Daß nun der Tag erwachen will.

Und so weiter durch zehn ähnliche Strophen. Und dann die Dame, deren Namen mir entfallen ist und an die ich mich überhaupt nicht mehr erinnern kann:

Lös' vom schimmernden Haare das seidene Band,
Daß es wogend herniederfließt,
Und löse das rauschende dunkle Gewand,
Das so eng deinen Leib umschließt,

Enthülle der Glieder schwellende Pracht,
Daß mein Aug' ihre Schönheit trinkt,
Bis schönheitstrunken und sehnsuchtsentfacht
Seele in Seele versinkt.

Wie dein Atem fliegt, wie dein Auge sprüht
Und dein Busen sich senkt und hebt,
Wie dein blühender Leib mir entgegenglüht
Und in meiner Umarmung bebt !

Presse fest an mein pochendes Herz deinen Mund --
Wir sind so allein -- es durchzieht
Nur leises Summen den Wald und im Grund
Singt ferne der Bach sein Lied.

Aber es kam noch schlimmer:

Ich war die Kraft, ich war das Wollen,
Ich war die siegende Gewalt,
Ich hab' dein Herz mit meiner tollen
Berauschten Leidenschaft zerkrallt,

Ich hab' den Gott in dir vernichtet
Und was du liebtest ward mein Spott,
In deiner Seele aufgerichtet
Hab' ich mein Bildnis als dein Gott.

Es war kein Wunder, daß die Kritik über uns herfiel. Im "Berliner Tageblatt" erschien eine Besprechung, die sich von der ersten bis zur letzten Zeile lustig über uns machte. Eigentlich war ich es, der das homerische Gelächter des Kritikers hervorrief, denn die vier anderen Dichter -- außer Evers und Busse noch Julius Vanselow und Victor Hardung -- schlugen keine so wilden Töne an, sie traten weniger hervor und benahmen sich wie gut erzogene und gebildete Schuljungen. Ihre Verse waren brav und farblos, sie schlugen niemals über die Stränge, sie prahlten wohl ein wenig, blieben aber Schildbürger. Über meine Beiträge wurde geschimpft, aber sie machten den meisten Eindruck: ein Rechtsanwalt sagte mir, es tue ihm leid, aber er könne mich in seinem Hause nicht mehr empfangen. Gerade meine Beiträge waren die Ursache, daß das Buch sich gut verkaufte und nach kurzer Zeit vergriffen war. Übrigens war es sicherlich nicht schlechter als Schillers "Anthologie auf das Jahr 1782." Jedenfalls reichte es trotz aller Überschwenglichkeit an die Phrasen des großen Dichters nicht heran, der zur Zeit der Veröffentlichung seiner "Anthologie" ungefähr so alt war wie wir. Da fällt mir ein, daß der blutrünstige Kritiker des "Berliner Tagblatts" mir als einzigem eine gute Note gegeben und die Gedichte genannt hatte, die ihm gefielen, nämlich "Anabella," die "Volkswaise" und besonders mein

Morgenlied

Zerschmettre die Lampe, wenn sie genug
Geleuchtet hat in der weiten Halle --
O, besser, daß sie dein Arm zerschlug,
Als daß dir jemals ihr Licht mißfalle !

Zerreiße die Blumen mit rascher Hand,
Wenn sie zu üppig dir duften und blühen,
Wenn dein Herz zu heiß für ein Weib entbrannt,
Dann mußt du in stolzer Verachtung fliehen.

Und wenn dir zu weit und zu voll die Brust,
Dann Sorge das wärmste Gefühl zu verderben,
Und wenn du schwelgst in der höchsten Lust --
Das beste wäre, du könntest sterben.

Der Himmel mag wissen, woher ich solchen Pessimismus schon damals hatte! Ich war kaum achtzehn Jahre alt, als ich meiner Leier solche herben Töne entlockte. Aber dann fand ich noch einen anderen Ton -- einen Ton, dem ich treu geblieben bin. Das erste Gedicht dieser Art waren die "Ungesprochenen Worte." Sie sind ähnlich trübselig wie das "Morgenlied," aber die Sprache ist eine ganz andere. Das Gedicht erschien zuerst in Stefan Georges "Blätter für die Kunst" und ist dann häufig gedruckt worden. Ich erinnere mich noch eines jungen Mädchens, an die damals meine Verse gerichtet waren. Sie war ein frisches, herziges Ding, das mir eine kurze Liebelei gestattete. Ich schenkte ihr die Verse, die an sie gerichtet waren, und sie küßte mich, als sie das Gedicht gelesen hatte:

Wenn du durch die Hecken kommst
Geh' hübsch gemach, gemach.
Auch wenn du noch so eilig tust,
Ich komme dir schon nach.

Schlag' deine Äuglein unter dich,
Als ob's dein Herz nicht wüßt --
Am Kreuzweg, eh du dich's versiehst,
Hab ich dich schon geküßt.

Denn wer so treu dich liebt wie ich --
Ach, tu nicht so empört --
Der fragt nicht lang, der zagt nicht lang,
Der nimmt, was ihm gehört.

Ich dichtete anders als zur Zeit, als ich noch an den "Litterarischen Blättern"
mitarbeitete:

Den stillen, stillen Weg entlang
Sind wir allein geschritten,
Die Luft war voll von Duft und Klang
Und Sonnenstrahlen glitten
Hinab den grünen Wiesenhang
Den stillen, stillen Weg entlang.

Es lag so heiß die Mittagsglut
Auf all den tausend Zweigen,
Ich war ein frisches junges Blut,
Noch wußt ich nicht, wie Liebe tut,
Mir war so fremd, so eigen.

Du aber schlugst die Augen auf,
Die Augen, die reinen blauen,
Ich sah so stumm zu dir hinauf
Und konnt nicht lassen vom Schauen,
Ich hielt deine kleine weiße Hand
Und nimmer weiß ich, wie lang ich stand.

Ein muntre Fink im nahen Tann
Sang seine frohe Weise,
Und warmer Hauch strich dann und wann
Durch all die Blumen leise,
Durch all das Gras am Wiesenhang
Den stillen, stillen Weg entlang.

Ich arbeitete begeistert an meinen Gedichten. Viele davon flogen in den Papierkorb, kaum, daß sie auf dem Papier standen. Ich begann Balladen zu schreiben, ich verbrachte ganze Tage in der Universitätsbibliothek, um Stoffe aufzustöbern, die sich verarbeiten ließen, und ich fand eine Menge, die ich benutzte, aber dann zerriß ich sie, wenn auch natürlich nicht alle.

Um diese Zeit gründeten Universitätsprofessoren in Gemeinschaft mit Gießener Bürgern einen Theater-Verein. Gießen besaß keine eigene Bühne, wohl aber wurden in einem Saale des Cafés Leib von einer Schauspielertruppe Aufführungen veranstaltet, die natürlich nicht über eine gewisse Grenze hinausgingen. Es gab nur kleinere Stücke, meistens Lustspiele, zuweilen auch ein Trauerspiel, aber das war eine Ausnahme. Der Theater-Verein, bei dem jedermann Mitglied werden konnte, der genug Geld in der Tasche hatte, ließ Schauspieler aus Frankfurt kommen und klassische Stücke neben humoristischen und modernen aufführen. Ich war vom ersten Augenblick an begeistert davon und half nach Kräften mit und das umsomehr, als mein Freund Alfred Bock in das Komitee gewählt wurde und sich hier sehr verdient machte. Die Truppe, die un-

gefähr alle vier Wochen ein Stück aufführte, kam frühmorgens in Gießen an, wo ich sie auf dem Bahnhof begrüßte und dann mit ihr nach Steins Garten fuhr, wo zuerst eine Hauptprobe des betreffenden Stücks abgehalten wurde. Ich hatte viel damit zu tun und lernte viel dabei. Natürlich gab es in der Hauptsache klassische Tragödien und Schauspiele. Später gab es ein großartiges Mittagessen, und ich wurde mit allen Schauspielern bekannt, besonders mit dem Intendanten Emil Claar, und einmal besuchte mich der Charakterdarsteller Karl Hermann, um ein Buch aus meiner Bibliothek zu entleihen. Im Laufe unserer Unterhaltung zeigte ich ihm ein paar von mir verfaßte Balladen, und er war sofort Feuer und Flamme. "Die werde ich öffentlich vorlesen, wenn Sie gestatten !" rief er aus.

Die Vorlesung fand an einem Februarabend im Saale des Gesellschafts-Vereins in Gießen statt. Der Raum war nur wenig besetzt, und wahrscheinlich wäre die Zahl der Zuhörer noch geringer gewesen, wäre der Rezitator nicht ein so bekannter Schauspieler gewesen, den man schon mehrere Male in Gießen gesehen hatte. Er las Gedichte von Karl Stieler, darunter dessen reizendes "Winter-Idyll," außerdem Ludwig Ganghofers "Märchen von den heiligen drei Königen." Von mir rezitierte er eine "Hymne" und die "Ungesprochenen Worte," außerdem das "Letzte Gebet" und "Der Jude." Es war ein wirklicher Genuß und ein großer Erfolg, und der Beifall war sehr lebhaft. Viele Leute gratulierten mir nachher -- von meiner zahlreichen Familie und Verwandtschaft hatte sich nur ein einziger eingestellt, und mein Bruder erklärte mir nachher, sie seien alle überzeugt gewesen, daß ich mich blamieren würde. Die beiden Lokalanzeiger der Stadt brachten sehr anerkennende Besprechungen, der "Gießener Anzeiger" schrieb, ich habe gezeigt, daß ich "zu den Berufenen gehöre" und "wem solches glückt, von dem darf man das Höchste erwarten."

Meine Beziehungen zu Hermann gestalteten sich sehr freundschaftlich. Ich kam häufig nach Frankfurt und besuchte jedesmal das Schauspiel- oder das Opernhaus. Ich verkehrte viel in seinem Hause und machte die Bekanntschaft seiner geistreichen und großherzigen Frau. Im Kaufmännischen Verein in Frankfurt las er zum zweiten Male Gedichte von mir und hatte größeren Erfolg damit als in Gießen. Der große Saal war bis zum letzten Platz besetzt, und obwohl das Publikum nicht so gebildet war wie das Gießener, war es desto aufmerksamer und dankbarer. Besonders die "Hymne" fand großen Beifall, aber "Lady Shrewsbury" entfesselte einen Sturm, der nicht enden wollte und nur von lauten zustimmenden Rufen unterbrochen wurde. Unter den Zuhörern befanden

sich auch Mitglieder der beiden Theater, viele Menschen wurden mir vorgestellt, schüttelten mir die Hand und dankten mir. Diegelmann, eines der bedeutendsten Mitglieder des Schauspielhauses, sagte: "Nun sind Sie einer von uns!"

Die Frankfurter Presse war das Gegenteil des Erfolges. Die "Frankfurter Zeitung" nannte die "Hymne" "nebelhaft" und das "Volkslied" "blutleer," und die "Kleine Presse" meine Gedichte "poetische Jugendsünden." Der "General-Anzeiger" nannte die "Hymne" einen "schwungvoll gehaltenen Panegyris auf die Entstehung und Befruchtung des Alls aus der Liebe und durch die Liebe."

[Stefan George, Karl Wolfskehl, Alfred Bock]

In diese Zeit fällt mein erstes Zusammentreffen mit Stefan George, der damals kaum einem Dutzend Menschen als Dichter bekannt war. Es war im Frühling 1891, ein paar Monate, nachdem sein Erstlingswerk, die "Hymnen" erschienen war. Ich hatte das nur in hundert Exemplaren gedruckte Heft von einem Bekannten erhalten, war hingerissen von der vornehmen Schönheit der Gedichte und schrieb darüber an George, der sich gerade in seiner Vaterstadt Bingen aufhielt. Er teilte mir auf meinen Brief mit, er werde auf der Durchreise von Bingen nach Berlin ein paar Stunden oder eine Nacht in Gießen verbringen, um sich mit mir aussprechen zu können. Er werde im "Hotel Viktoria" absteigen. Auch hatte er mir seine "Pilgerfahrten" mitgeschickt und das Aristokratische darin sprach mich an. So begrüßten wir einander eines Abends im Vestibül des Hotels und dinierten zusammen. George setzte mir während des Essens seine Theorie der Dichtkunst auseinander. Sie war überraschend eindeutig. Er verwarf so ziemlich alles, was ich bewunderte und was mir bis dahin etwas bedeutet hatte. Erzählende Gedichte und längere Dichtungen, besonders Epen, ließ er überhaupt nicht gelten, das sei "Geschriebenes für die Menge," dasselbe sei der Fall mit Volksliedern und Balladen, und selbstverständlich auch mit allen Bühnenstücken, Romanen und Novellen. Die Poesie dürfe sich nur an wenige Ausgewählte wenden und das sei nur eine hauchdünne Schicht des Volkes, aber es seien gerade die, die vermöge ihrer auf Kultur und Bildung beruhenden geistigen und seelischen Verfeinerung Verständnis dafür hätten. Ein Gedicht dürfe nicht schildern, sondern solle nur eine Stimmung oder ein Gefühl wiedergeben. Reflexionen seien unter allen Umständen zu vermeiden, man dürfe "nicht räsionieren!"

George gab sich mir gegenüber recht natürlich. Er sah sehr gepflegt aus, trug elegante Kleidung und rauchte Zigaretten mit Goldmonogrammen. Leider wollte es der Zufall, daß ein paar Bekannte von mir ins Speisezimmer des Hotels kamen und bei uns Platz nahmen. Von diesem Augenblick an war George wie umgewandelt, er war kaum mehr zum Sprechen zu bringen. Er nahm eine verblüffend hochmütige, abweisende Miene an, und alle Versuche, die ich machte, um ihn in die Unterhaltung mit hineinzuziehen, mißglückten. Es war eine sehr peinliche Situation für mich. Meine Bekannten setzten sich aus einem Zeitungsredakteur, zwei jungen Assistenzärzten, einem Rechtsanwalt und einem Philologiestudenten zusammen. Sie hatten natürlich noch nie etwas von Stefan George gehört, waren aber alle in der Literatur der Zeit sehr beschlagen, obwohl sie wahrscheinlich nichts von Verlaine, Baudelaire oder Mallarmé wußten. Aber das konnte man wohl nicht von ihnen verlangen. Vielleicht war aber gerade das der Grund für die unhöfliche Zurückhaltung Georges. Die Rede kam auf die gerade erschienene "Angela Borgia" Conrad Ferdinand Meyers, einer unserer Tischgenossen sprach sich begeistert darüber aus und wandte sich um Zustimmung an George, empfing aber nur ein Achselzucken und die Antwort: "Mag sein!" Dieses "Mag sein" blieb Georges stehende Redensart auf jede an ihn gerichtete Frage und erweckte bei mir das unangenehme Gefühl, daß er hochmütig, um nicht zu sagen ungezogen und grob sei. Ich begriff, daß er völlig unzugänglich war, weil die Anwesenden ihm nicht gut genug erschienen und ihm nicht behagten. Als ich nicht mehr wußte, wie ich ihn zum Sprechen bringen könnte, fragte ich ihn, ob er Jacobsens "Niels Lyhne" kenne, für den wir damals alle schwärmten, und empfing die von einer weit ausholenden Handbewegung begleitete, überraschende Antwort: "Ja, das ist etwas allgemein Menschliches." Ich hätte beinahe gelacht und sagte: "Allgemein menschlich kann man doch wohl nicht sagen, vielleicht ..." -- da fiel George mir ins Wort: "Mag sein !" Ich hielt es nun für das Klügste, nicht weiter darauf einzugehen, denn ich sah, daß George nun völlig unzugänglich wurde. Als ich aber nachher noch kurze Zeit mit ihm allein zusammensaß, war er wie umgewandelt. Er erklärte, man müsse sich davor hüten, die Poesie in den Staub zu ziehen, indem man sie profanen Blicken alltäglicher Menschen enthülle. Ich ärgerte mich über diese arrogante Bemerkung, mit der er zweifellos meine Bekannten verurteilen wollte. George eröffnete mir noch, er stehe im Begriff, eine seinen Ideen angepasste Zeitschrift zu gründen, die nur für ihre Mitarbeiter selbst bestimmt sei und nicht in den

Handel kommen werde. Sie solle seine Ideen über Literatur, Kunst und Kultur vertreten. Er bat mich, dabei mitzuarbeiten, ich solle ihm etwas von meinen Sachen schicken.

Kurze Zeit nachher schickte ich ihm ein paar übrigens nicht sehr bedeutende Gedichte, und er antwortete mir mit einem eigenhändigen Schreiben:

"Herr Georg Edward. Ihr werter brief wurde mir nach Paris gesandt. Ich befand mich auf reisen. Daher der verzug den Sie verzeihen werden. Ihr gedicht das Sie gütig beilegen wirkt sicherlich wohltätig zu einer zeit in der man so viel derbes und abgeschmacktes lesen soll. Ljieber wäre es mir gewesen mit Ihnen darüber zu reden denn in jeder brieflichen erörterung auch der genausten muss so vieles ungesagt bleiben. So werde ich auch warten bis ich Ihnen meine 'ursprünglichkeit um jeden preis' die Sie als meine erste forderung ansahen und etwas misszuverstehen scheinen erklären kann. Wo werden Sie sich die nächste zeit aufhalten? Nie hier? Berlin 26 sept. Stefan George."

Ich wurde natürlich Mitarbeiter der "Blätter für die Kunst," merkte aber schon bald, daß ich mit meinem etwas gröberen Geschmack doch nicht exklusiv genug war, um mich darin zu Hause zu fühlen. Eines Tages kam denn auch das Ende. Die Zeitschrift hatte Anfang 1894 mein Gedicht "Ungesprochene Worte" gebracht, aber mit Auslassung einer ganzen Strophe meines Manuskriptes und mehreren seltsamen, einschneidenden Änderungen, die mir nicht gefielen. Als ich mich bei Stefan George darüber beklagte, antwortete mir der Herausgeber Carl August Klein, "die korrektur ist von händen geschehen deren anlegen Ihnen zur ehre gereicht." Trotzdem fühlte ich mich gekränkt, und als ich dasselbe Gedicht ein paar Monate später in seiner ursprünglichen, unverstümmelten Fassung in der von Karl Emil Franzos herausgegebenen vortrefflichen Zeitschrift "Deutsche Dichtung" erscheinen liess, war Stefan George fertig mit mir.

Stefan George war eine auffallende Erscheinung mit einem ledernen Gesicht und braunen von der Stirn zurückgekämmten Haaren. Sein Kopf war der Kopf eines Künstlers und eines Bauern. Er trug meistens einen hochgeschlossenen schwarzen Rock, und es ist kein Wunder, daß Max Slevogt seinem Kollegen Louis Corinth auf die Frage, wie George aussehe, die klassische Antwort erteilte, er sehe aus wie ein altes Weib, das aussehe wie ein alter Mann, der wie ein altes Weib aussehe. Stefan George ist später eine Zeitlang der berühmteste

Dichter Deutschlands gewesen. Er hatte eine Gruppe von Anhängern um sich versammelt, die ihn anbeteten und sich seinen Despotismus ohne Murren gefallen ließen. Er war tatsächlich ein Diktator, der nur sich selbst gelten ließ. Die Werke der meisten lebenden deutschen Dichter lehnte er mit hochmütiger Verachtung ab.

Eines Morgens, nicht lange nach meiner Zusammenkunft mit Stefan George, als ich in der Universitätsbibliothek saß und in ein Werk über arabische Dichter vertieft war, stellte sich mir ein hochgewachsener junger Herr mit dicken Brillengläsern vor, der sich Karl Wolfskehl nannte. Er hatte einen Freund namens Georg Fuchs bei sich und erzählte stotternd, Fuchs habe eben einen Roman "Die Dornenkrone" veröffentlicht, ob ich nicht so freundlich sein wolle, eine Besprechung für eine Zeitung oder eine Zeitschrift zu schreiben. Wolfskehl war mir schon vorher aufgefallen, man hatte mir gesagt, sein Vater sei früher Bankier gewesen, lebe jetzt von seinem Geld und sei Präsident der Darmstädter Handelskammer. Ich nahm das Buch von Georg Fuchs mit nach Hause, aber schon nach fünfzig Seiten merkte ich, daß es eine ganz unreife Arbeit war, weshalb ich es ablehnte, eine Besprechung zu schreiben. Wolfskehl und Fuchs machten mir ein paar Tage später einen Besuch, und das war der Anfang meiner lebenslangen Freundschaft mit dem klügsten und gebildetsten Menschen, der mir je begegnet ist. Er kam schon am nächsten Tage wieder zu mir, und von da an waren wir fast täglich zusammen.

Wolfskehl war ein schöner Mensch, groß, schlank, schwarzhaarig, mit einem mächtigen Vollbart, aber er mußte sich ein Buch unmittelbar an die Augen halten, wenn er darin lesen wollte, denn er war extrem kurzsichtig. In den Gemäldegalerien, die wir gemeinsam besuchten, drückte er sein Gesicht fast auf die Bilder, um den Namen des Künstlers entziffern zu können. Trotz diesem Leiden, das ihm großen Kummer bereitete, war er fabelhaft belesen, und unter den wichtigen Werken der Weltliteratur gab es keins, das er nicht gekannt hätte. Er war nur drei Monate älter als ich und studierte auf der Ludwigs-Universität.

Wenn das Wetter regnerisch war, kamen wir gewöhnlich in meinem Arbeitszimmer zusammen, sonst machten wir Ausflüge in die großen Wälder der Umgegend. Manchmal nahm Alfred Bock teil daran, mit dem wir beide befreundet waren und den wir zusammen besucht hatten. Waren wir aber nur zu zweit, so suchten wir uns eine geschützte Stelle im Felde oder im Walde und lasen

einander etwas vor, worüber wir nachher unsere Gedanken austauschten. Ich besaß ein kleines Exemplar des Alten Testaments aus dem Wolfskehl mit Vorliebe laut vorlas, er hatte etwas vom Propheten und Seher und las schon damals in feierlichem Tone, wobei er jedoch jedesmal ins Stottern geriet, wenn ihn etwas ergriff oder erregte. Ich las gewöhnlich ein Kapitel aus Nietzsches "Zarathustra", den er Tag und Nacht bei sich führte, und der uns damals wie eine Offenbarung anmutete und über den wir uns trotzdem beinahe in die Haare geraten wären, weil ich erklärte, obwohl ich das Werk als wundervolle Dichtung verehere, kenne ich nichts Häßlicheres und Roheres was ich je in der deutschen Literatur gelesen habe, als die paar Zeilen, in denen er den deutschen Männern den Rat gebe, die Peitsche nicht zu vergessen, wenn sie zu einer Frau gehen. Diese Stelle hat mir auch später im Ausland noch vielen Ärger und Kummer bereitet. Sehr hübsch zitierte Wolfskehl Verse aus der "Kalewala," die ich längst kannte. Je länger ich übrigens mit ihm zusammen war, desto mehr überraschte es mich, wieviel ich ebenfalls gelesen hatte. In Mainz auf dem Gymnasium hatte ich angefangen, mich mit fremden Literaturen zu beschäftigen und hatte es nie aufgegeben. Wenn Wolfskehl Verse aus der "Hamasa" hersagte, konnte ich ihm mit Versen aus Firdusis "Schahname" aufwarten. Es war für uns beide eine glückliche Zeit. Übrigens lernte ich damals eine besondere Eigenschaft Wolfskehls kennen: wenn er müd wurde, lehnte er sich an einen Baum und schlief.

Unsere Spaziergänge fanden aber weit häufiger des Nachts statt als am Tage. Wolfskehl hatte eine ganz besondere Vorliebe dafür, und wir beschränkten uns nicht auf die Stadt, sondern wanderten weit ins Land hinaus und kehrten erst bei Sonnenaufgang nach Hause zurück. Da es zwecklos gewesen wäre, Bücher mitzunehmen, pflegte Wolfskehl unterwegs Stellen aus allen möglichen Dichtern herzusagen, er besaß ein fabelhaftes Gedächtnis und wußte vieles auswendig, was er nur einmal gehört oder gelesen hatte. Natürlich erlebten wir bei unserem nächtlichen Umherschweifen allerlei Abenteuer. Einmal kam uns in der Nähe von Krofdorf ein Bauernmädchen nachgelaufen und erzählte atemlos, ein betrunkenen Kerl habe sie angefallen, und sie habe Angst, er möge ihr folgen. Ob sie ein Stück Weges mit uns gehen dürfe? Wolfskehl geriet in große Aufregung und spielte den Kavalier, reichte der jungen Dame den Arm, faßte seinen Stock fester und erklärte, er werde jeden kalt machen, der seiner Dame zu nahe komme. Wir brachten die erschrockene Jungfrau bis an ihr Elternhaus, wo ihre Mutter vor dem Hoftor stand und Mund und Augen aufriß, als sie ihre

Tochter am Arme eines hochgewachsenen Herrn mit einem schwarzen Bart zu sich zurückkehren sah. Wolfskehl bedauerte nachher, daß er sie als tugendhafter Kavalier behandelt habe, das Abenteuer hätte sehr hübsch ausgehen können. Dabei habe er die junge Dame nicht einmal nach ihrem Namen gefragt, und er wußte auch nicht, ob sie schön oder häßlich war, denn bei der herrschenden Dunkelheit habe er sie nicht sehen können, aber er habe wenigstens gefühlt, daß sie sehr mollig war. Übrigens muß ich sagen, daß Wolfskehl, auch wenn er stets in den Wolken schwebte, sehr menschlich wurde, wenn es sich um das Ewig-Weibliche handelte. Er tanzte anfangs viel auf den Bällen des Gießener Gesellschafts-Vereins, beklagte sich aber darüber, daß seine Tänzerinnen ihn mit dummen Fragen langweilten. Er sei doch kein Konversations-Lexikon, sagte er. Am Ende gab er das Tanzen auf.

Bei unseren nächtlichen Spaziergängen gerieten wir einmal zwischen dem Fuß des Vetzberges und Rodheim in dichten Nebel, verirrten uns und gelangten in einen weiten Wiesengrund, und Wolfskehl rutschte bis zu den Knien in einen kleinen Bach, aus dem ich ihn mühevoll aufs Trockene ziehen mußte. Auch auf den Felsen oben auf dem Wettenberg waren wir in einer dunklen Nacht geklettert. Es war eigentlich ein Ringwall, auf dem ehemals Gericht gehalten wurde. Wir hatten Wolfskehls Mops mitgenommen und mußten ihn abwechselnd tragen, da er an Asthma litt. Plötzlich wurden wir von einem Schneesturm überrascht, und der Mops fing aus Angst an zu wimmern, und sein Herr wimmerte aus Mitleid mit. Ich steckte das kleine Ungetüm unter meinen Mantel an meinen Busen, wo er sich rasch beruhigte und sich wohl zu fühlen schien. Unsere Mäntel -- es war Anfang Dezember -- wurden so schwer vom Schneewasser, daß man glauben konnte, sie bestünden aus Blei. Der Mops, dessen Namen ich leider vergessen habe, spielte überhaupt eine wichtige Rolle in Wolfskehls Leben. Wenn irgendwo eine Katze auftauchte, geriet Wolfskehl in Jagdeifer, warf Steine in die Äste des Apfelbaumes, auf den das arme Tier sich geflüchtet hatte, und ich habe mehr als einmal erlebt, daß er eine Stunde und länger versuchte, eine Katze zum Herunterkommen zu bringen, so daß der Erdboden unter dem Baume am Ende mit hunderten von Steinen und Ästetrümmern bedeckt war. Übrigens hatte der Mops auch noch andere Arbeiten zu erfüllen. Wenn sich nämlich Wolfskehl über etwas ärgerte, packte er ihn hinten am Halse und schüttelte ihn, nachdem er ihn aufgehoben hatte, als ob er die Ursache seines Ärgers sei. Trotzdem war Wolfskehl ein großer Tierfreund, und noch 1935 er-

zählte mir Werner Bock von einer großen Schildkröte, die Wolfskehl in Florenz aus Mitleid einem Manne auf der Straße abgekauft hatte und die er pflegte und mit der er trauerte, wenn sie sich den Magen verdorben hatte. Schopenhauer hätte ihm sicherlich das Zeugnis eines "guten Menschen" ausgestellt, da er so viel Mitgefühl für Tiere besaß.

Gleich nachdem Wolfskehl und ich miteinander bekannt geworden waren, hatten wir dem Romanschriftsteller Alfred Bock einen Besuch abgestattet, der genau zehn Jahre älter war als wir. Er arbeitete damals an seinem bald nachher erschienenen Werk des Titels: "Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik", das er zunächst im Feuilleton der "Frankfurter Zeitung" in einer Anzahl von Artikeln vorabdrucken ließ. Alfred Bock war ein hochtalentierter, vielseitiger Mensch, ein vorzüglicher Gesellschafter und Plauderer. Wenn Karl Wolfskehl und ich in seinem schönen Hause in der Marburger Straße seine und seiner liebenswürdigen, hübschen Gattin Gäste waren, erfreute er uns gewöhnlich durch sein schönes, gefühlvolles Spiel auf dem Flügel. Er arbeitete hingebungsvoll an Erzählungen, Gedichten und Essays. Wie ich hatte er unter dem Spott unserer Gießener Mitbürger zu leiden, die es einem Geschäftsmanne nicht verziehen, daß er sich mit Literatur beschäftigte. Glücklicherweise war er fest davon überzeugt, daß er ein großes Talent sei und ließ sich durch spießbürgerliche Witze nicht irre machen. Später wurde er einer unserer großen Volksschriftsteller. Einmal unterhielten wir uns über die Frage, warum Gießen nur so wenige Dichter und Schriftsteller hervorgebracht habe. Da war vor allem Johann Balthasar Schupp oder Schuppius, der im Gebäude der Hirschapotheke auf dem Marktplatz geboren war und der außer zahlreichen satirischen und moralischen Schriften vor allem eine Erzählung "Corinna," die Geschichte einer tugendhaften Kurtisane, verfaßt hatte und damit der deutschen Literatur die erste künstlerische Novelle geschenkt hat. Erst mehr als zweihundert Jahre später betrat Ernst Eckstein mit seinen humoristischen Erzählungen und großen Romanen die literarische Bühne, dem Alfred Bock folgte, dessen Sohn Werner den Vater als Lyriker um vieles übertraf. Das sind nur vier Namen, aber Karl Wolfskehl meinte, solche Männer seien eine Ehre für eine Stadt, nicht aber hohe Häuser und breite Straßen. Die gäbe es überall.

Mein Freund Alfred Bock hatte viel an mir auszusetzen. In Gegenwart von Wolfskehl sagte er einmal zu mir, mein lyrisches Talent sei sehr schwach, ich sei aber ein guter Übersetzer. Und als ich ihm das aus sozialen Gefühlen her-

aus entstandene Gedicht "Ein letztes Gebet" zeigte, erklärte er, ich solle um Gotteswillen aufhören zu dichten, meine Sprache sei "zu gemein."

Eines Tages geschah dann etwas Unerwartetes. Ich hatte Karl Wolfskehl die bis dahin erschienenen drei Gedichtbände von Stefan George gegeben, und von dem Augenblick an, in dem er das erste Gedicht Georges bei mir las, war er von dieser Offenbarung derartig hingenommen, daß er erklärte, alle andere Poesie sei keine Poesie. Dabei waren uns die Vorbilder Georges, die Baudelaire, Mallarmé, Verlaine, Rossetti, Swinburne und andere keineswegs unbekannt, aber George dichtete in der deutschen Sprache und reichte nicht nur an sie heran, sondern übertraf sie auch an Gedankentiefe. Schon am nächsten Morgen in aller Frühe kam Wolfskehl in höchster Aufregung an mein Bett gestürzt; er war so hingerissen und erschüttert von den Versen Georges, daß er ausrief, in der ganzen deutschen Literatur gäbe es nichts, was daran heranreiche. Er schrieb dann einen begeisterten Brief an George, und damit begann der innige Verkehr zwischen diesen beiden bedeutenden Menschen, der bis zum Tode Georges währte. Für mich hatte die Sache zur Folge, daß Wolfskehl mir lange Vorträge darüber hielt, ich solle mich abwenden von dem, was ich bisher verehrt und bewundert hatte; aber damit hatte er kein Glück bei mir. Auf unseren Verkehr und unsere Freundschaft hatte das jedoch keinen Einfluß. Das Wichtigste jedenfalls, was mein frühes Zusammentreffen mit Stefan George zur Folge hatte, war die Einführung meines Freundes Karl Wolfskehl in die Georgeschen Ideen.

Ich persönlich habe es sehr bedauert, daß Wolfskehl so ganz im Werk Georges aufging. Er war ein viel versatilerer Geist als George, viel gebildeter, geistreicher und witziger, das beweist besonders seine Prosa, die ihn als vielseitigen Gelehrten, Philologen und Literaturkenner zeigt, das beweisen seine Übersetzungen aus dem Altdeutschen, dem Französischen, Englischen, Holländischen und Italienischen. Ich habe nie verstehen können, wie er sich dem Zwang, den Georges herrische Natur auf seine Anhänger ausübte, zu fügen vermochte, denn er war nicht geschaffen, in den engen Grenzen zu leben, die George ihnen allen und also auch Wolfskehl vorschrieb und auf deren Beachtung er rücksichtslos bestand. Für mich selbst bedeutete Wolfskehls Übergang zu George einen großen Verlust. Wolfskehl hatte großes Interesse an meinen poetischen Bestrebungen bewiesen. Ich schrieb damals Balladen, von denen mehrere später in der Berliner "Deutschen Dichtung" veröffentlicht wurden und

von denen Wolfskehl begeistert war. Ich erinnere mich, daß er noch später aus Darmstadt an mich schrieb, mein "Thord Bonde" sei großartig, obwohl er bereits ganz im Georgeschen Kielwasser schwamm. Nachdem er mit Georges Poesie bekannt geworden war, las Wolfskehl mir eines Tages ein paar von sich verfaßte Gedichte vor, die mir sofort das hervorragende lyrische Talent meines Freundes bewiesen. Meine "Jagd im Ettrickforst," die ich schon lange, ehe ich mit ihm bekannt geworden war, gedichtet hatte, lobte er ungemein, aber nachdem er eine intimere Korrespondenz mit George begonnen hatte, schrieb er mir, ich solle aufhören, Lieder und Balladen zu schreiben, sondern mir George zum Vorbild nehmen. Als ich ihm dann "Die Klage des Königs" sandte, lehnte er das Gedicht rundweg ab. Später hat der frühere Ministerpräsident Ferdinand Werner, der Herausgeber mehrerer Bände mundartlicher hessischer Gedichte, es als eins meiner schönsten bezeichnet.

Meine Beziehung zu George gehörte längst der Vergangenheit an, als ich ihn im Sommer 1911 -- ich lebte damals schon lange im Ausland -- gelegentlich eines Besuchs in München bei Karl Wolfskehl wieder traf. George hatte auf der Durchreise von Italien nach München nur ein paar Stunden Aufenthalt und wir begegneten uns ganz zufällig. George war ein anderer geworden als der war, den ich zwanzig Jahre vorher bewundert hatte. Auch seine Poesie war eine andere geworden. Im Vergleich zu ehemals kam er mir sehr gealtert vor. Seine Haut erschien mir auffallend gelb, die Haare waren leicht ergraut. Er trug eine Samtjacke, graue Beinkleider und schadhafte Stiefel, vielleicht, weil er gerade aus Italien kam. Er sprach mit mir über deutsch-amerikanische Dichtung und stimmte mit mir darin überein, daß sie unbedeutend und zwecklos sei. Den bekannten George Sylvester Viereck, der ihm gerade seine Gedichte gesandt hatte, nannte er "prärentiös."

Eine Annäherung zwischen George und mir fand nicht mehr statt. Ganze Welten hatten sich seit unserem ersten Zusammentreffen zwischen uns geschoben. Für Wolfskehl dagegen blieb George, was er ihm vom ersten Anfang an gewesen war. Er erklärte mir gleich nachher, George sei ein Mensch, der keiner Zeit, keinem Lande, keiner Welt angehöre, der nur einmal in einem Jahrtausend auftrete. Da diese Worte des Freundes tiefen Eindruck auf mich machten, schrieb ich sie in mein Tagebuch, weshalb sie mir ebenso lebendig sind, wie die Begegnungen mit George selbst.

[Abschied]

Um diese Zeit trat ich auf Wunsch von Oberbibliothekar Haupt als Volontär in die Universitätsbibliothek ein. Aber noch ehe der letzte Tag des Monats angebrochen war, hatte ich einen Streit mit meinem Vater, der mich durch einen Brief seines Rechtsanwalts aus dem Hause wies. Noch in derselben Nacht reiste ich nach Frankfurt und begann, mich am nächsten Morgen nach einer Stellung umzusehen. Intendant Claar bot mir eine solche als Dramaturg am dortigen Schauspielhaus an, und ich hätte sie auch angenommen, hätten nicht zwei seiner hervorragendsten Schauspieler, Hermann und Diegelmann, mir dringend davon abgeraten, ich ahne nicht, was für eine elende intrigante Bande ihre lieben Kollegen seien. Ich reiste mit Empfehlungsbriefen nach Darmstadt, nach Mainz und Stuttgart, aber alles war vergebens. Da erreichte mich ein Eilbrief von Doktor Feodor Mamroth, dem mit mir befreundeten Feuilleton-Redakteur der "Frankfurter Zeitung," der mir schrieb, die "Weser-Zeitung" in Bremen habe bei der "Frankfurter Zeitung" angefragt, ob der Korrespondent dieser Zeitung nicht auch für die Bremer Zeitung Berichte über die bevorstehende Chicagoer Weltausstellung schreiben könne. Die "Frankfurter Zeitung" habe dieses Ansinnen abgelehnt, er, Doktor Mamroth, habe mich dafür der "Weser-Zeitung" vorgeschlagen, er glaube, das wäre etwas für mich. Ich erhielt die betreffende Stellung, blieb noch ein paar Tage in Mainz, wo Wolfskehl mich am Tage vor meiner Abreise noch einmal besuchte, und an einem Maimorgen fuhr ich mit dem Rheindampfer nach Köln und von da mit der Bahn nach Antwerpen, von wo ich mit dem Red Star-Dampfer "Westernland" nach New York segelte. Als die letzten Lichter von der englischen Küste herübergrüßten, hob ich die Hand gen Himmel und schwor, meinen Idealen treu zu bleiben und sie nicht vom Materialismus des Landes, dem ich zustrebte, in den Schmutz treten zu lassen. Ob ich meinen Schwur gehalten habe, darüber müssen andere urteilen.

Gießen, am 7. Juli 1963

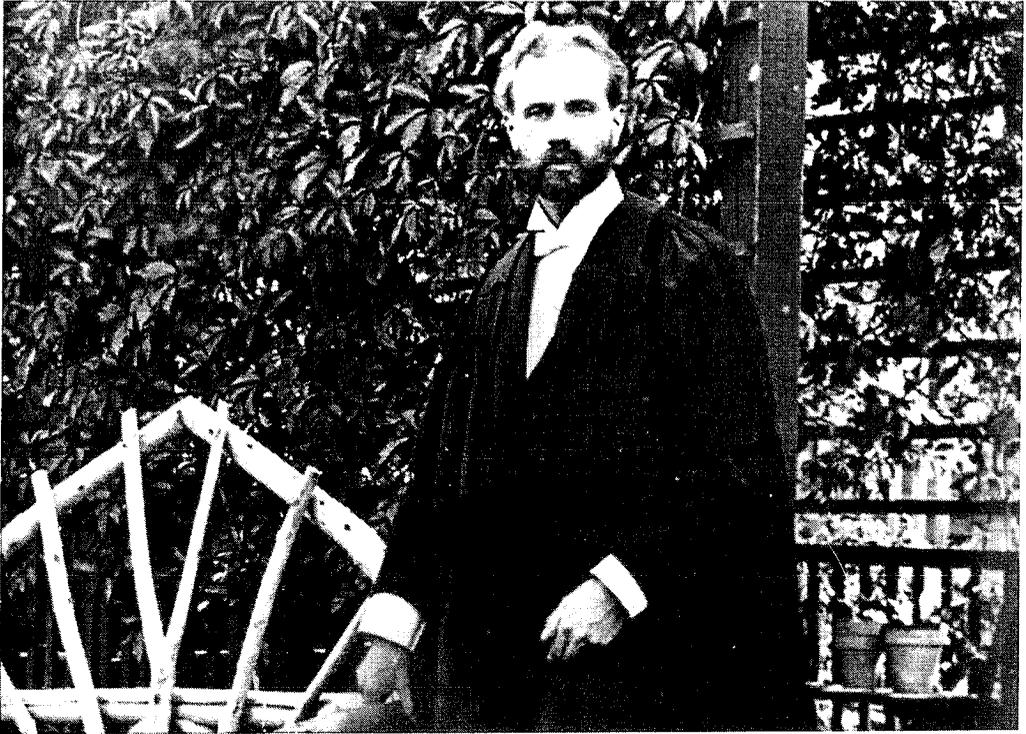
Georg Edward.

Georg Edward

Eine amerikanische methodistische Universität

Man sollte annehmen, die Amerikaner würden, wenn man eine ihrer Universitäten besucht, von der Wissenschaft reden, mit der man sich beschäftigt, -- statt dessen reden sie von der Wissenschaft kein Wort oder doch sehr wenig, dafür zeigen sie einem ihre Gebäude, ihre Hörsäle, ihre Laboratorien, ihre Sprechzimmer, die Turnhalle und den Sportplatz, und wenn sie etwas Besonderes haben, wird man auch damit bekannt gemacht. Gelegentlich wissen sie sogar, was dieses oder jenes Gebäude gekostet hat, und wenn es recht viel war, fügen sie die betreffende Summe gleich stolz hinzu. Sie vergessen aber niemals, die Zahl der Studenten zu nennen, die bei ihnen hören und studieren, wobei sie die Zahlen nach oben abrunden.

Es ist nicht leicht, eine solche Universität zu schildern. Northwestern University an der ich jahrelang Vorlesungen hielt, war eine sehr grosse Lehranstalt, aber eigentlich keine Universität. Es hatte damals Tausende von Studenten und hat jetzt etwa Vierzigtausend. An ihrer Spitze steht ein Präsident, der äusserlich dem Rektor unserer deutschen Universitäten entspricht, aber auf eine Anzahl von Jahren oder sogar auf Lebenszeit gewählt und angestellt ist. Er wurde von den Trustees, den Aufsichtsräten der Anstalt, ausgesucht, die aber keine Wissenschaftler zu sein brauchten, aber ein möglichst grosses Bankkonto besitzen mussten, um in die Tasche greifen zu können, wenn die Anstalt eine aussergewöhnliche Anschaffung machen musste. Wenn einer von ihnen der Universität eine Summe etwa für ein neues Gebäude geschenkt hatte, erhielt er früher oder später den Magister h.c. oder den Doktor h.c., auch wenn er nur eine Volksschule besucht hatte und seine Sekretärin gebildeter war als er und er zur Not gerade nur seinen Namen schreiben konnte. An und für sich setzte sich der



Porträtphoto als "University-Professor with cap and gown"

Aufsichtsrat aus Männern der verschiedensten Berufe zusammen. In der Mehrzahl waren es Geschäftsleute, Ärzte, Rechtsanwälte, auch Pfarrer, wenn die Anstalt von einer religiösen Sekte gegründet war. Etwas anders verhielt es sich bei Staatsuniversitäten, deren Aufsichtsrat aus Parteipolitikern bestand, die von wissenschaftlichen Fragen nichts wussten und es auch nicht verstanden hätten, wenn sie etwas gewusst hätten.

Das Einkommen der Universitäten schrieb sich nicht etwa aus Kolleggeldern her oder aus anderen Beiträgen die von Studenten bezahlt wurden, sondern aus allen möglichen Besitztümern wie Grundbesitz, Gebäuden, Bauplätzen, Wertpapieren und ähnlichen Dingen. Da Schulen und Kirchen keine Steuern in den Vereinigten Staaten zu zahlen haben, verfügen auch die Universitäten häufig über grosse Summen und sind deshalb imstande, prächtige Gebäude aufzuführen und alles anzuschaffen, was für den Unterricht nötig ist, und natürlich ist es ihnen deshalb auch möglich, gute Lehrer anzustellen.

Besonders hervorheben möchte ich, dass viele Universitäten sich nicht nur ihrer schönen und prächtigen Gebäude rühmen, sondern auch ihrer ganz herrlichen Gartenanlagen, innerhalb deren sich ihre Gebäude befinden. Alle grösseren Institute besitzen eigene Gärtner, die für die Anlagen Sorge tragen. Was mir als Deutschem am meisten auffiel, war die liebevolle Sorgfalt, mit der die Studenten diese Anlagen behandelten. Niemals habe ich gehört, dass einer von ihnen Bäume oder Sträucher beschädigt hätte, niemals, dass man Blumen abgerissen oder sich etwas angeeignet hätte, was zum Universitätsgarten gehörte. Und die schönen Gartenanlagen zeigten sich erkenntlich dafür, indem sie einen erhebenden Einfluss auf die jungen Leute ausübten, die sich in prachtvollen Alleen ergehen, sich auf gehegten Rasenplätzen hinstrecken oder auf Bänken im Schatten mächtiger Bäume ausruhen konnten. Es ist ein grosser Unterschied, ob man Shakespeare oder Milton, Keats oder Byron in einem geschlossenen dumpfen nüchternen Raume liest oder in einem schönen Park, über den im Sommer duftige Winde oder kühle Lüfte vom See streichen. Ein grosser Dichter, der zu uns spricht, macht einen ganz anderen Eindruck, wenn die Umgebung ein blühender Garten ist, als wenn er in einem Hörsaal hinter einem Katheder steht und die muffige Luft die Zuhörer ermüdet. Northwestern Universität besitzt noch den besonderen Vorteil, dass es am Ufer des gewaltigen Michigan-Sees nördlich von Chicago liegt, und zwar so nahe liegt, dass ich, wenn ich bei einer Vorlesung den Hals reckte und nach Osten durchs Fenster schaute, die Wellen

zu mir heraufglitzern sah, die bewegliche Schatten auf die Decke des Hörsaals zeichneten. Northwestern Universität, die auf ihrem Campus -- dem weiten Gebiet, auf dem sich die Universitätsgebäude befinden -- aus mehr als vierzig Gebäuden bestand, die fast alle am Ufer des Sees erbaut sind, rühmt sich mit Recht dieses Vorteils. Und vielleicht ist die äussere Schönheit der Universität der Grund für die Anhänglichkeit ihrer Studenten, die zu Tausenden Jahr für Jahr zu den Schlussfeiern mit dem Gefühl zurückkehren, dass die Universität jedem einzelnen von ihnen gehört.

Northwestern nannte sich ausdrücklich "University", obwohl es zunächst über den Zustand eines "College" kaum hinausgewachsen war. Die amerikanischen Universitäten sind so verschieden von einander, dass es nicht leicht ist, sich darin zurechtzufinden. Immerhin darf man annehmen, dass es fünf oder sechs Universitäten in Amerika gibt, die mit deutschen Universitäten konkurrieren könnten, auch wenn jede einzelne ihre Eigenart besitzt.

Die meisten Universitäten in Amerika verdanken ihr Dasein religiösen Gemeinden und viele bei der Gründung aufgestellte Bestimmungen haben bis zum heutigen Tage ihre Geltung behalten. Northwestern, zum Beispiel, war von Mitgliedern der methodistischen Kirche gegründet und vom Staat autorisiert worden, Professoren anzustellen, Vorlesungen und andere Studien zu unternehmen und Grade zu verleihen. Anfangs nach der Gründung spielte die Religion noch eine hervorragende Rolle, die Lehrer sowohl wie die Studenten gehörten sämtlich der methodistischen Kirche an und richteten sich genau nach den Vorschriften dieser Kirche: sie durften keine alkoholhaltigen Getränke anrühren, nicht rauchen, nicht tanzen, kein Theater besuchen, keinen Zirkus betreten, und die Frauen waren gehalten, möglichst wenig Schmuck zu tragen, sich unauffällig zu kleiden und ihre Hüte nicht mit Blumen zu verzieren. Diese engherzigen und philiströsen Satzungen liessen sich wohl in kleinen Ortschaften aufrecht erhalten, nicht aber in einer Stadt, die unmittelbar bei einer Grossstadt gelegen war. Sehr bald sah die Universität sich gezwungen, freiheitlichere Bestimmungen zu treffen. Tanzen, Rauchen, der Besuch von Theatern und anderen Schaustellungen, wie auch der Gebrauch von eleganten Kleidern und Schmucksachen hatten sich in der Universität längst durchgesetzt, als ich dort meine Arbeit aufnahm. Persönlich, das muss ich betonen, war mir die herrschende Atmosphäre durchaus sympathisch. Auch war das Betragen der Studenten und Studentinnen

jederzeit ein durchaus anständiges und der Verkehr zwischen ihnen und den Professoren und Dozenten freundschaftlich und sogar herzlich.

Erst nach und nach wurde ich mir klar darüber, wo ich mich befand. Der Ordinarius der englischen Fakultät, ein geborener Engländer, hatte eines Tages eine Abhandlung in einer Zeitung veröffentlicht, in der er die göttliche Herkunft Jesu Christi für eine Mythe erklärte. Er sei ein Gesetzgeber gewesen wie Moses, Mohammed und Buddha. Diese Auslassungen verursachten ungeheure Aufregung nicht nur in Evanston, sondern auch in Chicago und anderen grösseren Städten, und die Universität sah sich gezwungen, den Professor aus seiner Stellung zu entfernen. Einer der Präsidenten -- ich habe während meiner Tätigkeit an der Universität mehrere erlebt -- wurde seines Amtes enthoben, weil er auf einer öffentlichen Kundgebung gegen den Imperialismus, und auf einer anderen gegen die Trusts gesprochen hatte. Einer der edelsten Menschen, die ich je gekannt habe, war einer unserer Theologieprofessoren, ein hochgebildeter Gelehrter und der gebildetste unter seinen Kollegen. Weil er einmal eine seiner Nichten, die gerade bei ihm zu Besuch war, zu einer Abendunterhaltung begleitet hatte, bei der getanzt wurde, zwang man ihn, seine Stellung niederzulegen. Er war sofort, nachdem er die junge Dame an der Tür der betreffenden Familie abgeliefert hatte, nach Hause zurückgekehrt, aber da er bei einer gegen ihn gerichteten Untersuchung zugeben musste, dass er gewusst habe, seine Nichte würde bei der betreffenden Gesellschaft am Tanz teilnehmen, musste er sein Amt niederlegen.

Man findet sehr viel Religiosität bei den Amerikanern, ehrliche und erheuchelte. In einem Institut wie der Northwestern Universität wurde viel gebetet und die Studenten waren gehalten, wenigstens dreimal wöchentlich um 10 Uhr morgens an einem einfachen, kurzen Gottesdienst teilzunehmen. Das war keine Ausnahme, denn viele Universitäten besitzen sogar ihre eigene Kirche. Aus leicht verständlicher Neugier machte ich einmal eine Gebetsversammlung anlässlich des "Days of Prayer for Colleges" mit. Die Sache fand in einem grossen Saale statt und die Zahl der Teilnehmer füllte den Raum bis auf den letzten Platz. Gleich der erste Redner, ein Professor der Theologie, verdamnte den Alkohol und nannte seinen Genuss eine Sünde vor Gott. Darauf forderte der Theologieprofessor, der den täglichen Gottesdienst in der Kapelle leitete, die Anwesenden, die durch ein von drei knienden Professoren vorgebrachtes inbrünstiges Gebet aufgeregt worden waren, auf, Zeugnis darüber abzulegen,

wie, wo und wann Gott sich ihnen offenbart habe. Darauf erhoben sich eine Anzahl Anwesende und erzählten ihre Geschichte. Einer der Professoren brach weinend nach seinem Geständnis zusammen und mehrere andere taten dasselbe, Professoren sowohl wie Studenten. Ich bin ein zu nüchterner Mensch, um mich aufregen zu lassen. Alles kam mir unnatürlich vor, eine künstlich hervorgerufene Erregung, etwa wie bei einem betrunkenen Menschen. Er sagt dann Dinge, die er in nüchternem Zustande niemals sagen würde. Am Schluss wurde gefragt, ob Studenten zugegen seien, die den Wunsch hegten, dass die Kirche für sie bete. Aber glücklicherweise hegte keiner einen solchen Wunsch.

Zwischen den Theologiestudenten und der Masse der übrigen bestand ein stiller Kampf. Die Theologen waren fast alle verheiratet, hatten ihre Frauen bei sich und schoben Kinderwagen vor sich her, wenn sie nach dem Mittagessen zu ihren Vorlesungen gingen. Es war immer ein ansehnlicher Zug. Die Gattinnen schoben dann die Wagen wieder zurück und bildeten dabei ebenfalls einen Zug. Natürlich wurden sie von den übrigen Studenten nach Möglichkeit gehänselt. Konnte man es ihnen übel nehmen ?

Als der Erste Weltkrieg ausgebrochen war und ich zu meiner ersten Vorlesung im Wintersemester in meinen Hörsaal trat, fand ich diesen von der Französischen Fakultät besetzt. Ich wandte mich an den Präsidenten, der jedoch meinte, es wäre der herrschenden Stimmung wegen klüger, sich ohne Murren den Übergriff gefallen zu lassen. Er wies mir dafür im theologischen Gebäude einen Hörsaal an, in dem in der Stunde, die meiner Vorlesung vorausging, bereits Theologiestudenten unterrichtet worden waren. Diese Studenten führten einen sichtbaren, sehr energischen Kampf gegen den Satan, der als entsetzliche Fratze auf die Tafel gezeichnet war und neben und über dem naive Sätze folgender Art zu lesen waren: "Du wirst etwas erleben, du Scheusal !" "Mit dir werden wir schon fertig werden, du Halunke !" "Du brauchst nicht dicke zu tun, wir kriegen dich doch !" "Der Herr wird dich in deine Hölle schmeissen, wo du in deinem eigenen Fett braten wirst !" "Du bist und bleibst ein Schuft !" Diese Worte waren nicht etwa als Scherz gemeint, sondern es war den Verfassern bitterer Ernst damit. Meine Studenten hatten aber ihre Freude daran und sammelten sogar eifrig diese Inschriften.

Dass diese Leute der Deutschen Fakultät nicht sehr freundlich gesinnt waren, ist leicht zu verstehen. Sie horchten bei unseren Studenten herum, um zu

erfahren, was wir lehrten, und besonders, was für Bücher wir die jungen Leute lesen liessen. Ich wurde einmal vor den Präsidenten vorgeladen, weil ich in einem Kursus über den deutschen Roman Theodor Storms kurze Erzählung "Auf der Universität" meinen Studenten zu lesen empfohlen hatte, und ebenso ging es einem Kollegen, der über das deutsche Drama las, weil er Werke von Sudermann, Hauptmann und deren Zeitgenossen besprach.

Jedes Jahr, wenn meine Studenten ein kleines deutsches Lustspiel aufführten, wurde von einer Anzahl meiner Kollegen dagegen opponiert, weil Theater spielen und Theaterbesuch Sünde seien. Am schlimmsten war es, als Goethes "Faust" von einem deutschen Milwaukeeer Ensemble auf unseren Wunsch und den Vorschlag unserer Deutschen Fakultät wie auch auf Veranlassung der Deutschen Fakultät der Universität von Chicago hin in Chicago aufgeführt wurde. Es wurde geradezu davor gewarnt, die Tragödie zu besuchen. Mehrere Pfarrer predigten von den Kanzeln dagegen und die dicke Frau des damaligen Präsidenten, die Tochter eines Pfarrers in Jena, erklärte, "Faust" sei ein "schändliches, unsittliches Stück," dessen Aufführung uns allen schaden würde. Als ich mit dem Ordinarius unserer Fakultät darüber sprach, antwortete er ärgerlich, die Leute verträten noch die alten, längst abgeschafften methodistischen Ideale: "Kein Trinken, kein Rauchen, kein Tanzen, kein Theater, keine Vergnügen irgend welcher Art, aber möglichst viele Gebetsversammlungen in der Kirche." Der Vater dieses Professors war ein fanatischer methodistischer Pfarrer gewesen und seine Schwester war mit einem methodistischen Missionar in China verheiratet.

Es erübrigt sich, von den wissenschaftlichen Leistungen der Northwestern Universität zu sprechen. Sie waren nicht schlechter und nicht besser als sie aus Instituten hervorzugehen pflegen, denen durch Puritanismus und Sektierertum die Hände gebunden sind. Aus unserer Fakultät gingen die grosse, auch in Deutschland anerkannte "Grammatik der deutschen Sprache, wie sie heute geschrieben und gesprochen wird" von meinem Kollegen Professor George O. Curme hervor und die schöne kritische Gesamtausgabe der Gedichte Wilhelm Müllers von unserem Chef und Ordinarius Professor James Taft Hatfield. Unsere Studenten taten die Arbeit, die man ihnen aufgab, aber sie besaßen nur selten den Forschungsgeist und die Neugierde, die nötig sind, um selbständig zu arbeiten. Aber sie waren gute Kerle, die wenig Wissen von zu Hause mit-

brachten, und dasselbe gilt von den jungen Damen, deren ich viel mehr in meinen Vorlesungen hatte, als junge Männer.

Die weitaus grösste Zahl der Studenten und Studentinnen gehörten Vereinen an, die man entfernt mit unseren deutschen Studentenverbindungen vergleichen könnte. Sie besaßen alle ihre eigenen schönen Gebäude, in denen eine Anzahl von ihnen wohnte, und zwar gilt dies von jungen Männern wie von jungen Mädchen. Ich war sehr häufig bei ihnen zu Gast geladen und freute mich über den demokratischen Geist, der unter ihnen herrschte. Die Kellner, die bei Tisch aufwarteten, waren ärmere Studenten, die sich auf diese Weise ein paar Dollar verdienten, und ich habe nie gemerkt, dass sie deshalb für geringer von den Mitgliedern der Verbindung geachtet worden wären, bei denen sie beschäftigt waren.

In Evanston, der Stadt, in der sich ein Teil der Northwestern Universität befand -- die Medizinische, Zahnärztliche und Tierärztliche Fakultät hatten ihre Arbeitsplätze in Chicago -- gab es drei sehr gute Speisewirtschaften, die alle einem früheren Studenten gehörten, und in denen ausschliesslich Studentinnen beschäftigt waren. Ich habe häufig dort gespeist und die Kellnerin, die mich bediente, redete ich mit ihrem Vornamen an und gab ihr nachher 25 Cent Trinkgeld. Am Nachmittag sass sie vor mir in meiner Vorlesung und ich redete sie mit Fräulein Burnham oder Fräulein Dalton an und am Abend tanzte ich mit ihr auf dem Ball ihrer Verbindung.

Die Ballabende spielten eine wichtige Rolle im Leben der Studenten. Da die Verbindungen ihre eigenen Häuser besaßen, veranstalteten sie dort jeden Winter eine bestimmte Anzahl von Bällen. Besaßen sie jedoch keinen Raum, der gross genug für eine grössere Veranstaltung war, so mieteten sie einen solchen in irgend einem benachbarten Klubhaus. Die Bälle jedoch -- und ich habe viele mitgemacht -- besaßen nichts von der Feierlichkeit eines deutschen Balles. Eine gewisse Steifheit wurde schon dadurch verursacht, dass jeder junge Mann den ganzen Abend nur mit einer einzigen jungen Dame tanzte, es sei denn, er überliesse sie einmal einem Freunde und engagierte dafür die Dame seines Freundes. Bei allen diesen Bällen hatte ich immer wieder denselben Eindruck, den ich oft hatte, wenn viele schöne und hübsch gekleidete junge Amerikanerinnen zusammen waren: ein Stück Poesie, aber kein aufregendes, eine gewisse Pikanterie, aber sie lässt einen nicht vergessen, dass sehr kühle, be-

rechnende Herzen in den kleinen weissen, nur wenig verhüllten Busen pochen. Die Tänze sind nett, aber nicht sehr graziös, und der Saal, in dem getanzt wird, ist hübsch und geräumig, aber es fehlt ihm das Feierliche und Glänzende, das europäischen Tanzsälen eigen ist.

Von Zeit zu Zeit spielten unsere Studenten Theater und es war überraschend, feststellen zu müssen, wieviele Talente sich unter ihnen befanden. Ich denke an eine vorzügliche Aufführung von Galsworthys "Silver Box" und an eine ebenso tadellose von Shakespeares "Taming of the Shrew". Ausserdem schlugen unsere Studenten in der Zeit zwischen Weihnachten und Ostern ein Zirkuszelt auf, in dem nur Künstler männlichen Geschlechts auftraten und auch die weiblichen Rollen spielten. Der pekuniäre Gewinn dieser einmaligen Vorstellungen wurde dem Northwestern University Settlement House überwiesen, das sich im dunkelsten Chicago befand und nach dem Muster von Toynbee Hall in London errichtet und ausgestattet war, -- ein Gebäude, in dem die ärmsten Menschen in Berührung mit einer besseren Welt gebracht wurden. Im Gebäude befand sich ein Klubzimmer -- Mitglieder der einzelnen, hier zusammenkommenen Klubs zahlten nur den winzigen Betrag von etwa 10 oder 20 Cent monatlich, damit sie nicht das Gefühl haben sollten, dass es sich dabei um Wohltätigkeit handele. Im Settlement House wurden Konzerte gegeben, Vorträge gehalten und Unterricht verschiedenster Art erteilt. Ich selbst habe häufig vor einem Klub, der aus lauter dicken deutschen Frauen bestand, über eine Reise, über einen neuen Roman, über Ereignisse in Deutschland gesprochen, oder ich habe ein Kapitel aus einem deutschen Schriftsteller oder Gedichte vorgelesen und habe nie eine aufmerksamere, dankbarere Zuhörerschaft gehabt.

Der Zirkus unserer Studenten brachte immer viel Geld ein. Die einzelnen Nummern waren zwar nicht bedeutend und die Witze der Clowns waren nicht witzig, aber Jahr für Jahr gab "Professor Hatfields Rothaariges Orchester" in Verbindung mit dem Zirkus ein Konzert, das ungeheuren Erfolg erzielte. Die Mitglieder des Orchesters waren sämtlich Studenten und Studentinnen mit roten Haaren, wie sich auch der Dirigent eines solchen Haarschmucks erfreute. Das Konzert, bei dem Blechdosen, Kochtöpfe, Löffel, Flaschen und ähnliche Gegenstände die musikalischen Instrumente vertraten, hatte einen Riesenerfolg. Und nun stelle man sich einen deutschen Universitätsprofessor vor, einen Ordinarius, der mit seinen Studenten ein öffentliches Konzert auf Kochtöpfen und

Bratpfannen veranstaltete! Aber Professor Hatfield war ein wirklicher Gelehrter und ebenso tüchtig beim Vergnügen wie bei der Arbeit.

Aber das wichtigste Ereignis im Leben unserer Studenten waren die Fussballspiele die alljährlich im Oktober und November stattfanden. Dabei handelte es sich nicht um Geld, sondern um Ehre oder richtiger: um Erfolg. Jede grössere amerikanische Universität besitzt einen ausgedehnten Sportplatz mit amphitheatralisch angeordneten Plätzen für die Zuschauer. Das wichtigste Spiel für Northwestern war der Kampf zwischen ihrer Riege und der Riege der Universität von Chicago. Er fand abwechselnd in Evanston und Chicago statt. Die Universität von Chicago war der Northwestern weit voraus, denn sie war von John D. Rockefeller gegründet und hatte mit Millionen angefangen, während Northwestern sich mühevoll hatte emporarbeiten müssen. Beim Fussballkampf war es, als ob zwei Riesen einander gegenüberstanden. Obwohl der Eintrittspreis sehr hoch war, waren die Zuschauertribünen, die Tausende fassten, bis auf den letzten Platz besetzt. Das eigentliche Spiel war ein ungeheurer Spektakel. Das Gebrüll des Publikums spottete jeder Beschreibung, denn jede Bewegung des Balls wurde von der einen oder der anderen Seite von lautem Jubel, der in betäubenden Lärm ausartete, begleitet. Das muss man miterlebt haben, das lässt sich nicht beschreiben. Gewöhnlich wird einer oder der andere Kämpfer mit einem ausgekugelten Knie, einer zerbrochenen Rippe oder einem Loch im Kopfe vom Kriegsschauplatz hinausgetragen.

Aber es gab noch etwas, das man in Deutschland kaum verstehen wird: eine öffentliche Verspottung der Professoren durch ihre Studenten. Am Ende des zweiten Semesters, also im Spätfrühling, errichteten die Studenten auf dem Campus eine wackelige Bretterbude als Bühne, auf der sie eine Art Theater aufführten, dessen Text sie selbst verfasst hatten. Es wird "Trick Play" genannt, was soviel wie Possenspiel heisst und aus dem Mittelalter in England stammt. Ausser dem allgemeinen Publikum wohnten ihm fast alle Professoren bei. Ich habe nur wenige besucht und erinnere mich kaum mehr der Einzelheiten. Einmal bildeten ein paar Studenten ein himmlisches Gericht auf der Bühne, in deren Fussboden sich ein grosses Loch befand. Jeder Professor wurde vor das Gericht geladen, von ein paar Zeugen wurde eine humorvolle Schilderung seiner Eigentümlichkeiten und besonders der Sünden gegeben, deren er sich schuldig gemacht hatte. Natürlich war alles nur Scherz und Übertreibung, manchmal liessen die jungen Leute es allerdings an Takt fehlen, aber wehe dem

Verspotteten, der sich beleidigt gefühlt hätte! Er wäre das unbeliebteste Mitglied der Fakultät geworden! So ziemlich jeder bedeutendere Professor wurde schuldig befunden, in der Hölle zu braten und wurde in das Loch auf der Bühne gestossen, das dorthin führte. Mit mir machten sie nicht viele Umstände: ich verschwand sofort im Höllenloch mitsamt meinem Überzieher, Spazierstock und Hut, welche die Studenten von mir geliehen hatten.

Man muss verstehen, dass es sich bei meiner Schilderung ausschliesslich um Studenten der ersten vier Jahre (acht Semester) handelt und dass sie sich aus den verschiedensten Nationalitäten und Rassen zusammensetzten. Ich habe Neger, Indianer, Inder, Chinesen, Japaner, Siamesen, Peruaner, Mexikaner, Brasilianer und andere zu meinen Füssen gesehen und Weisse aus allen europäischen Ländern. Die älteren Studenten, die nach Empfang des Baccalaureusgrades ihre Studien weiter verfolgten und die man vielleicht mit deutschen Studenten auf dieselbe Stufe stellen könnte, kümmerten sich um ihre Arbeit und nahmen am Treiben der jüngeren Studenten nicht mehr teil. Eine Anzahl von ihnen erwarben sich den Doktorgrad.

Ich will noch erwähnen, dass die Universitätskarriere in Amerika nicht sehr kompliziert ist. Man wird zuerst Dozent, dann Assistant Professor, darauf Associate Professor und schliesslich Ordinarius oder, wie er allgemein genannt wird, Chef eines Departments. Da in den Vereinigten Staaten alle möglichen, richtiger ungläublichen Menschen sich den Titel Professor beilegen, ist es gebräuchlich geworden, Professoren, die an Universitäten lehren, ausdrücklich als Universitätsprofessor zu bezeichnen. Sobald jedoch ein solcher Professor aus seinem Amt ausscheidet, wird der Titel nicht mehr angewandt und er muss sich mit dem einfachen "Mister" begnügen.

Giessen, den 6. April 1961

Georg Edward



Photo 1904 Georg Edward
mit deutschen und amerikanischen Professoren-Kollegen

Georg Edward:

Die Bibliothek eines Millionärs

In Amerika findet man unter den Millionären mehr Sammler als in jedem andren Stande. Sie haben ihre Steckenpferde, denn sie müssen, da sie nicht selten Emporkömmlinge sind, ihre Bildung irgendwie zur Schau stellen, und so sammeln sie Bilder, Gemälde, alte Möbel, Zeichnungen, Manuskripte berühmter Männer, Teppiche und vieles andere. Jedes Jahr erscheint ein umfangreiches Buch, das den Titel führt: "Sammler und ihre Steckenpferde" und gleichzeitig wird ein beträchtlicher Band herausgegeben, der mit wissenschaftlicher Genauigkeit die Preise anzeigt, die bei Versteigerungen für Bücher, Manuskripte, Stiche und häufig auch andere Gegenstände erzielt worden sind.

Ich habe einen vermögenden Geschäftsmann gekannt, der alle Veröffentlichungen sammelte, die von einer erstklassigen Druckerei in Boston hergestellt waren. Als er zur Zeit der Krise Ende der zwanziger Jahre seine Sammlung verkaufen wollte, war kein Käufer dafür zu finden. Ein Freund von mir besass eine Sammlung aller Ausgaben Marc Aurels, obwohl er kein Wort lateinisch oder griechisch kannte, und die Bibelsammlung eines grossen Bankiers, die so umfangreich war, dass er sich eine besondere Bibliothekarin dafür halten musste, erfreute sich sogar internationaler Berühmtheit. Ich habe einen deutschen Bierbrauer in einer Vorstadt Chicagos gekannt, der nur alte Bücher in jeder beliebigen Sprache sammelte, nur durfte keins weniger als fünfzig Dollar kosten und jünger als zweihundert Jahre alt sein. Ein aussergewöhnlicher Sammler war der Sohn eines mehrfachen Millionärs, der sich alle Adressbücher von Städten mit mehr als hunderttausend Einwohnern anschaffte; allerdings hob er sie nicht auf, sondern ersetzte sie stets durch die neueste Ausgabe.

Zufällig war ich infolge des Ersten Weltkrieges aus meiner früheren Stellung als Universitätsprofessor entlassen worden, sodass ich der Aufforderung eines

vielfachen Millionärs nachkommen konnte, seine Bibliothek zu verwalten und weiter auszubauen. Zwölf Jahre lang habe ich diesen Beruf ausgeübt.

William Smith Mason in Evanston bei Chicago hatte einmal einen Wortstreit mit einem Freunde über Benjamin Franklins Stellung zur Religion gehabt und sich daraufhin eine Gesarntausgabe der Werke des alten Diplomaten und Erfinders angeschafft. Bei der Lektüre kam er zur Ansicht, nicht George Washington sei der grösste Amerikaner gewesen, sondern Franklin. George Washington war ein erfolgreicher Heerführer und Präsident der jungen Republik, aber Benjamin Franklin war Diplomat, Schriftsteller, Gelehrter, Philosoph, Drucker, Herausgeber und Redakteur einer Zeitung und Vertreter zahlloser anderer Berufe. Jemehr Mason sich in die Schriften Franklins vertiefte, desto grösser wurde seine Bewunderung für den alten Herrn und nach und nach kaufte er alle Bücher, in denen von Franklin gehandelt oder wo er auch nur angeführt wurde. Nach und nach wuchsen die Bücher zu einer stattlichen Bibliothek an. Somit hatte Mason die Liste der amerikanischen Sammler um einen Namen vermehrt und zwar um einen schwerwiegenden.

Als ich meine Arbeit bei ihm übernahm, betonte er mir gegenüber, er hege die Absicht, alles, was sich auf Franklin beziehe, seiner Sammlung einzuverleiben und diese Sammlung später entweder der Nation oder einer grösseren Universitätsbibliothek zu vermachen. Eine öffentliche Bibliothek sei kaum imstande, eine Büchersammlung, die sich ausschliesslich mit einer einzigen Person beschäftige, zusammenzubringen, das könne nur ein unabhängiger Liebhaber fertig bringen und er hege die Absicht, dieser Liebhaber zu werden.

Ich hatte mehrere Monate nötig, um mich mit der Bibliothek vertraut zu machen und gleichzeitig meiner Überraschung Herr zuwerden. Da waren Franklins Werke in unzähligen Ausgaben vorhanden! Da waren ganze Gestelle, die nichts weiter enthielten als Bände um Bände seiner Autobiographie in allen möglichen Ausgaben und in Übersetzungen in den verschiedensten Sprachen. Dazu kamen Mengen von Schulausgaben, die in Reih und Glied nebeneinander standen. Und nun gar die kleine Plauderei "Der Weg zum Reichtum!" Zweifellos hat der ansprechende Titel dazu beigetragen, dass man das an und für sich wenig bedeutende Werk wieder und wieder gedruckt und in fremde Sprachen übersetzt hat. Dabei hat man auf schöne Ausstattung gesehen. Eine französische Ausgabe war mindestens zwei Fuss lang, eine Übersetzung in den Elsässer

Dialekt keine drei Finger breit. Ausser Büchern enthielt die Bibliothek das Original des berühmten Epitaphs Franklins und das von ihm gedruckte Elementarbuch, das nur noch in dieser einzigen Ausgabe existierte. Zu alle dem kamen noch eine Anzahl Originalbriefe Franklins, die noch ungedruckt waren.

Ich hatte natürlich manches von Franklin gelesen, ehe ich Masons Bibliothek kennen lernte, hatte es aber wenig bedeutend gefunden. Ich war überzeugt, dass der Autor ein kluger Mensch war, der aber für die feineren Seiten des Lebens kein Verständnis besass. Auch Poesie und überhaupt Literatur bedeuteten ihm nicht viel. Die kleinen Sprüche und Maximen, die er in seinem "Almanach des armen Richards" veröffentlichte, den er seit 1733 Jahr für Jahr herausgab, sind trocken und langweilig. Auch für die "Bagatellen", die er in Paris verfasst und von seinen Dienern hatte drucken lassen, konnte ich mich nicht erwärmen, obwohl manche Leute sie reizend fanden. Und seine Philosophie? Wir würden es kaum Philosophie nennen, dass er Alltäglichkeiten in Sprüche verwandelte. Kürnberger, der Verfasser des "Amerika-Müden", spottete darüber, indem er Franklins Theorien zusammenfasste: "Aus dem Rinde macht man Talg, aus dem Menschen macht man Geld."

Ich hätte meine Stellung niedergelegt, wäre Franklin nicht mehr als das gewesen. Seine Bedeutung lag aber auf einem ganz anderen Gebiet, das ebenfalls echt amerikanisch war: er war ein Erfinder und schon als ganz junger Mensch der Herausgeber einer so bedeutenden Zeitung wie die "Pennsylvania Gazette," die er zum grössten Teil selbst schrieb. Aber das Wichtigste war seine Stellung als Politiker und Diplomat.

Je mehr ich mich in die Geschichte Franklins vertiefte, desto anregender fand ich ihn. Die Zahl der Werke, die sich mit ihm beschäftigten, zählte nach Hunderten und in jeder Geschichte, die es mit der amerikanischen Revolution zu tun hatte, nahm er eine bedeutende Stellung ein. Was mich allerdings mehr als alles andere interessierte, waren die Briefe, deren vielleicht ein Dutzend als Originalmanuskripte vorhanden waren und die ich nach und nach auf etwa fünfhundert brachte. Unsere Bibliothek wuchs von Tag zu Tag und ich hatte fünf junge Mädchen als Gehilfinnen angestellt, zu denen noch ein junger Mann kam, der Geschichte an der benachbarten Universität studierte und der mir dabei behilflich war, die vielen Anfragen zu beantworten, die an uns aus allen Weltteilen gerichtet wurden. Je bekannter aber unsere Bibliothek wurde, desto interes-

santere Werke wurden uns angeboten. Nicht nur aus Amerika, auch aus allen grösseren Städten Europas bezogen wir Werke, die etwas mit Franklin zu tun hatten. Ein grosses Antiquariat in London sandte uns jedes Manuskript Franklins, das ihm in die Hände fiel, ohne anzufragen, ob wir es wünschten. Da Geld keine Rolle bei uns spielte, war uns jedes wertvolle Stück willkommen.

Manchmal hatte ich unverdientes Glück: so fiel mir einmal eine Karte Nordamerikas für fünfhundert Dollar in die Hände -- es war die sogenannte "Mitchellkarte," auf der Franklin einen roten Strich gezogen hatte, der die Grenze zwischen Kanada und Massachusetts bilden sollte. Natürlich fehlte der Strich auf unserer Karte, aber es stellte sich später heraus, dass von unserer Karte, die eine Erstausgabe war, nur noch ein einziges weiteres Exemplar existierte, -- ich erinnere mich nicht, ob es sich im Britischen Museum oder in der Kongressbibliothek in Washington befindet. Später hörte ich, ein Herr Leiter besitze die Karte mit dem roten Strich. Ich besuchte ihn deshalb einmal in Washington, aber wer konnte beweisen, ob der rote Strich wirklich der rote Strich Franklins war? Einen roten Strich konnte jedermann auf einer Karte ziehen.

Als Benjamin Franklin in Gemeinschaft mit Dr. John Pringle, dem Leibarzt des Königs von England, im Jahre 1766 auf der Reise nach Pyrmont in Göttingen Station machte, wurden sie wie Könige empfangen. Sie nahmen an einer Sitzung der "Göttinger Gelehrten Gesellschaft" teil, was in der nächsten Nummer der "Göttinger Gelehrten Anzeigen" erwähnt wurde. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, eine Nummer dieser "Anzeigen" müsse noch aufzutreiben sein, aber es dauerte fast drei Jahre, bis uns ein Leipziger Antiquar ein tadelloses Exemplar zukommen liess, das trotz seines Alters nur ein paar Pfennige kostete. Ähnlich erging es mir mit einem Verzeichnis der "Loge der Neun Schwestern" in Paris. Ich wusste, dass eine gedruckte Liste existierte, an deren Spitze der Name Benjamin Franklins als Grossmeister verzeichnet war, und ich ruhte nicht, bis wir in den Besitz eines Exemplars kamen. Es war nur ein einziges, schön gedrucktes Blatt. Von dem von Franklin redigierten und gedruckten "Poor Richard's Almanac" brachte ich eine ganze Reihe zusammen, aber es glückte mir nicht, den berühmtesten Band, nämlich den ersten für das Jahr 1733 aufzutreiben, obwohl wir einen hohen Preis dafür boten.

Natürlich befanden sich unter den Werken, die ich auf Auktionen in New York und anderen Orten erstand, eine beträchtliche Anzahl von Fälschungen,

aber dafür hatte ich eine besondere Rubrik eingerichtet. Gewöhnlich kostete es mich keine Mühe, Fälschungen als solche zu erkennen und Herr Mason meinte, diese Fälschungen seien ein Beweis, wie hoch Franklin geschätzt werde, deshalb sollten wir auch die Fälschungen unserer Bibliothek einverleiben. Interessant war es auch, dass Werke von Franklin, die noch die in späteren Ausgaben verbesserten Druckfehler enthielten, besonders hohe Preise erzielten.

Ungefähr ein halbes Jahr, nachdem ich meine Stellung bei Mason angetreten hatte, veranstalteten wir eine Ausstellung unserer Schätze. Wir hatten schöne Schaukästen mit besonderem elektrischem Licht anfertigen lassen und stellten hier viele Originalbriefe Franklins, ferner seltene oder besonders schöne Ausgaben seiner Werke, Produkte seiner Buchdruckerei -- sogenannte "Franklin Imprints" -- und Illustrationen aus. Einen grossen Platz nahmen die Ausgaben des "Wegs zum Reichtum" ein, die in französischer, englischer, deutscher, italienischer, serbischer, hebräischer, jiddischer und holländischer Sprache vorlagen. Da Franklin ein vielseitiger Mensch war, wurde unsere Ausstellung von allen möglichen Gruppen von Leuten besucht -- von der Feuerwehr, weil er in Philadelphia eine Art Feuerwehr gegründet hatte, von Postbeamten, weil er Generalpostmeister der Kolonien gewesen war, von Negern, weil er ein Gegner der Sklaverei gewesen war, von Ofenputzern, weil er einen besonderen Ofen erfunden hatte, von Elektrikern, weil er sich mit Elektrizität abgab und den Blitzableiter erfunden hatte, von Druckern, weil er mehrere Zeitungen herausgegeben hatte, von Parteipolitikern, weil er selbst ein Politiker gewesen war -- die Besuche Abend für Abend nahmen kein Ende und ich, der Hunderte von Fragen -- immer dieselben -- zu beantworten hatte, verlor das bisschen Fett, das ich besass, und magerte zusehends ab.

Ich darf nicht vergessen, zu erwähnen, dass ich überall im Inland und im Ausland Stiche kaufte, die Porträts solcher Personen darstellten, die im Leben Franklins eine Rolle gespielt hatten. Alle diese Stiche stellten wir in der grossen Eingangshalle des Hauses aus, in die man durch das Vestibül eintrat, und sie machten einen prächtigen Eindruck.

Unsere Bibliothek wurde natürlich von vielen Leuten besucht, über die ich mich ärgerte, die ich aber mit liebenswürdigem Lächeln empfing. Häufig waren es Ausländer und ich amüsierte mich über ihre Eigentümlichkeiten. Engländer pfl egten die Bücher stillschweigend zu betrachten und keine Meinung zu äus-

bern, Deutsche hatten die Gewohnheit, alles zu kritisieren und Vergleiche zwischen ihrem Vaterland und den Vereinigten Staaten anzustellen, während die Franzosen in Ekstase gerieten und einmal über das andere riefen: "Magnifique! Magnifique!" Kein Wunder, dass der Besitzer der Bibliothek die Franzosen mehr als alle anderen schätzte. Auch Studenten der benachbarten Universität und ihre Professoren waren Besucher und Benutzer unserer Bibliothek.

Übrigens befand sich die Franklinbibliothek in der Privatwohnung Herrn Masons, einem grossen schönen Haus inmitten eines herrlichen Gartens. Mason, der sich zu Hause am wohlsten fühlte, befand sich fast immer in unserer Mitte und wurde von uns allen aufrichtig geschätzt und geliebt. Er war ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, lud uns häufig zu Spazierfahrten ein und hatte neben seinen drei Automobilen noch ein Ford Coupé für unsere Bibliothek angeschafft. Da ich mir nichts aus Automobilen machte und keins zu fahren verstand, pflegten meine Sekretärin oder eins von unseren jungen Mädchen mich an meiner Wohnung abzuholen, wenn das Wetter schlecht war, und brachte mich auch wieder nach Hause.

Mason besprach oftmals mit mir seinen Plan, die Bibliothek später einer Universität zu vermachen. Er habe zuerst an die Kongressbibliothek in Washington gedacht, aber diese besass bereits eine ansehnliche Sammlung von Franklin'schen Werken. Ausserdem wünschte er, dass die Sammlung nach seinem Tode fortgesetzt und bearbeitet werde. Dazu war aber nur eine kleinere Bibliothek befähigt, vorausgesetzt, dass noch ein besonderer Fonds vorhanden war, um Neuanschaffungen zu machen und die vorhandene Sammlung zu vervollständigen und zu verwalten. Mason hatte in Yale in Connecticut studiert und es war nur natürlich, dass er von Anfang an im Sinne hatte, dieser Universität seine Sammlung, die zuletzt aus Tausenden von Bänden bestand, zu vermachen. Das sollte erst nach seinem Tode geschehen, aber die schwere geschäftliche Krisis, die Ende der Zwanziger und Anfang der Dreissiger Jahre die Vereinigten Staaten heimsuchte, veranlasste ihn, das Ganze der Universität Yale schon damals zu vermachen.

Zu den Werken, die unmittelbar aus unserer Bibliothek hervorgegangen waren, gehören unter anderen vor allem Ruth L. Butlers "Dr. Franklin, Postmaster General" und Lewis J. Careys "Franklin's Economic Views." Das wichtigste jedoch war Professor Fays "Franklin, the Apostle of Modern Times," ein umfang-

reiches Werk, dem Hunderte von unveröffentlichten Briefen Franklins zugrunde liegen und das den Beweis erbringt, dass Franklin ohne Hilfe der Freimaurer in Frankreich niemals erreicht hätte, was er wirklich erreichte. Aber mehr als das zeigt Fay uns einen menschlichen Franklin, nicht nur einen trockenen Erfinder und Diplomaten, sondern einen Menschen, der ein Herz in der Brust und warmes Blut in den Adern hat und die Leiden und Freuden tiefer empfindet als andere Menschen. Dasselbe hat Fay in seinem nächsten grossen Werk "Louis XVI." für diesen unglücklichen König gezeigt und mehr noch in dem bedeutendsten, das er geschaffen hat, in seiner "La Grande Revolution 1715--1815," einem gewaltigen Panorama menschlicher Tugenden, Leidenschaften und Verbrechen. Hinter diesen Werken steht nicht nur ein Gelehrter, ein Dichter und Denker, sondern eine Persönlichkeit, die nach Wahrheit und Gerechtigkeit nicht nur sucht, sondern sie auch findet.

Ich lernte Professor Fay kennen, als er eines Tages zu uns in die Bibliothek kam, um unsere Werke über Franklin und vor allem seine noch unveröffentlichten Briefe zu benutzen. Er war Franzose und ich Deutscher und es war gar nicht lange nach dem Ersten Weltkrieg und wahrscheinlich erwartete Mason, dass wir uns feindlich gegenüber treten würden. Jedenfalls hielt er es für notwendig, mich vor ihm zu warnen, und wahrscheinlich hat er auch Fay vor mir gewarnt. Aber wir waren beide Europäer, und wenn man rings von Amerikanern umgeben ist, hat das eine besondere Bedeutung. Wir verstanden uns ohne weiteres und waren bald gute Freunde geworden und sind es auch geblieben, obwohl wir durch den Zweiten Weltkrieg, den ich in Europa erlebte, weit von einander getrennt wurden und jahrelang nichts von einander hörten. Es gelang mir erst nach längeren Versuchen, wieder in Verbindung mit ihm zu gelangen. Er lebte damals in der Schweiz, kehrte aber endlich wieder in sein Vaterland zurück, wo inzwischen seine beiden grossen Werke aus der französischen Geschichte erschienen waren.

Nichts, was die zwölf Jahre Arbeit in der Franklinbibliothek Masons mir gegeben haben, reicht an das heran, was mir die Bekanntschaft mit Bernard Fay bedeutet. Sein grosses Werk über Franklin mag nicht ganz dem trockenen Geschmack der Amerikaner zusagen, desto erfolgreicher war es in Frankreich und überhaupt in Europa und hat Bernard Fay zusammen mit seinen anderen Werken in die vorderste Reihe der grossen Historiker unserer Zeit gebracht.

1948

1920: 24. Mai (Fr) - Frau Dorland ist heute 90 Jahre alt! Sie liebt noch immer zu Pflücken und wird ebenfalls noch einmal aufstehen. Den ganzen Tag Besuche und ein Meer von Blumen.

Ein sehr trauriger Brief von Belle.

1920: 25. Mai (Sa) - Eine Nummer von Erich Porzelt's "Der rechte Ton" traf am Morgen ein. Auf der ersten Seite lese ich mein Gedicht "Chenavato quia melior e.", aber ohne jede Funktion. Alle anderen Mitarbeiter werden ebenfalls normal behandelt, und ich stehe wie ein Stefan Georgescher Idiot da. Porzelt hat beinahe zwei Jahre in einem Konzentrationslager bei Fort Oglethorpe in Georgia verbracht.

1920: 27. Mai (So) - Abends bei den Lichtensteinen. Wir unterhalten uns über den Antisemitismus in Deutschland. Lichtenstein meint, die furchtbarste Einstellung der Regierungsbreite sei für den Hass verantwortlich, der von den hervorragenden Juden der Ausländer Deutschland gegenüber gehegt werde.

1920: 30. Mai (Sonntag) - Dinner mit ochr

Aus Georg Edwards Tagebuch-Auszügen 1920 / 1948
über seine Behandlung "wie ein Stefan Georgescher Idiot"

Georg Edward:
Auf der Suche nach verlorenen Hessen

Während ich in der Staatsuniversität von Virginien Vorlesungen hielt und in Monroe Hill, dem ehemaligen Heim des gleichnamigen Präsidenten wohnte, fiel es mir auf, dass hoch oben im Gebirg über den Waldungen hier und da Rauch emporstieg. Als ich mich dann erkundigte, was es zu bedeuten habe, erhielt ich die Antwort, dort lebten die Nachkommen der hessischen Soldaten, die zur Zeit der amerikanischen Revolution aus der Gefangenschaft geflohen seien und sich in den Bergen niedergelassen hätten.

Die Sache kam mir seltsam vor und ich beschloss, dem Gerücht nachzugehen, um dahinter zu kommen, was wahr und was nur Einbildung des Volkes sei. Nach der Schlacht von Saratoga waren die Soldaten, die sich den Amerikanern ergeben hatten, in die Nähe von Charlottesville geschafft worden, wo sich jetzt die Universität befand. Der Kommandeur, der ebenfalls in Gefangenschaft geraten war, war General Friedrich Adolf von Riedesel, der von seiner Gattin, einer geborenen von Massow, begleitet war, und die Aufsehen erregte, weil sie die erste Frau war, die man in Virginien zu Pferde sah. Damals war es noch nicht Mode, dass Damen sich zu Pferde sehen liessen. Nach ihrer Rückkehr nach Deutschland veröffentlichte die Baronin im Jahre 1800 ihre Kriegserinnerungen unter dem Titel: "Berufsreise nach Amerika," ein lebenswürdiges Buch, das man auch heute noch mit Genuss lesen kann.

Zufällig traf ich eines Tages bei einem Abendessen den Bischof der anglikanischen Kirche, mit dem ich auf die in den Bergen oben wohnenden Hessen zu sprechen kam. Er wusste weiter nichts über sie, als dass sie die Nachkommen geflüchteter hessischer Soldaten seien, riet mir aber, einen Wagen zu nehmen, etwas Proviant zu verladen, zwei Führer zu engagieren und in die Berge hinaufzufahren und bei den Bewohnern der einzelnen Häuser anzuklopfen und sie zu fragen, woher sie stammten. Er bot mir auch an, mir ein paar Zeilen an eine

Mission seiner Kirche oben im Gebirge mitzugeben, wo ich mich über alles informieren könne.

Am folgenden Freitag traf ich die Vorbereitungen für den Ausflug. Ich wollte am nächsten Morgen so früh wie möglich meine Entdeckungsreise antreten. Natürlich wurde überall bekannt, was ich vorhatte, und ich wurde von verschiedenen Seiten vor meinem tollkühnen Unternehmen gewarnt. Die Waldbewohner, sagte man mir, seien allerdings die Nachkommen von hessischen Soldaten, aber sie seien sehr gefährliche Menschen. Vor allen Dingen lägen die einzelnen Familien miteinander in blutiger Fehde, ausserdem seien sie heimliche Branntweinbrenner und schössen jeden über den Haufen, von dem sie annähmen, er sei ein Beamter oder ein Spion des Sheriffs. Erst vor zwei Wochen seien sie über zwei Polizisten hergefallen, die gekommen waren, um einen von ihnen festzunehmen, der "Mondscheinwhisky" hergestellt und verkauft haben sollte. Beim Transport des Verhafteten seien die beiden Polizisten aus einem Versteck beschossen worden, der eine sei tot auf der Stelle geblieben, dem anderen sei es geglückt zu entkommen. "Und der Mondscheiner?" fragte ich. "Der fabriziert wieder Mondscheinwhisky," bekam ich zur Antwort.

Ich mietete ein zweispänniges Buggy, das am Samstagmorgen um sechs Uhr vor meiner Wohnung stehen sollte, aber die zwei Führer zu mieten, die ich unbedingt nötig hatte, war anstrengende Arbeit. Sobald ich davon sprach, ich beabsichtige, über Sonntag ins Gebirge hinaufzufahren, wollte niemand etwas davon hören. Endlich erklärten sich zwei Farbige, die zu Monroe Hill gehörten, bereit, mich zu begleiten. Sie behaupteten, sie kannten den Weg genau, und das war natürlich von grosser Wichtigkeit.

Am Samstag morgen stand ich vor meiner Wohnung und wartete auf das Fuhrwerk, das die Farbigen besorgen sollten. Aber sie liessen auf sich warten. Es verging eine Stunde, dann noch eine, da sah ich das Buggy gemütlich die Strasse heraufkommen. Die beiden Schwarzen stiegen aus: "Sagt einmal, Ihr Schafsköpfe," fuhr ich sie an, "wo bleibt Ihr denn? Ich laufe hier schon drei Stunden auf und ab und Ihr ..." "Ach Doc," antwortete der eine, der Bob hiess, "das ist sehr schlimm. Aber gestern hat unsere Urgrossmutter ihren achtundfünfzigsten Geburtstag gefeiert, da sind wir so spät nach Hause gekommen und dann haben wir heute morgen zu lange geschlafen. Aber das macht doch nichts, Doc." "Eure Urgrossmutter muss als kleines Kind geheiratet haben," antwortete

ich, "wie alt ist sie jetzt?" "Ja Doc, genau wissen wir's nicht. Sie mag dreissig oder vierzig sein. Sie weiss selbst nicht, wie alt sie ist. Mein Bruder Jim und ich, wir sind Zwillinge, wir waren damals schon vier Wochen nach der Hochzeit geboren. Das ist lange her, wir waren auch ganz kleine Jungen, da haben wir vergessen wie alt wir damals waren."

Endlich fuhren wir los. Zuerst zwischen Wiesen hin, die voll Blumen standen, dann bergaufwärts im dichten Walde, der das ganze Gebirg bedeckte. Der Tag war herrlich, aber heiss, unter den Bäumen wäre es erträglich gewesen, wenn der Wind Zutritt gehabt hätte. So aber hing die Hitze unter dem Laubdach und nur, wenn wir an eine Lichtung kamen, konnten wir frei atmen. Aber der Weg machte uns grosse Mühe, abgebrochene Äste und Zweige bedeckten ihn in solchen Mengen, dass wir nur langsam vorwärts kamen, und schon bald zeigte es sich, dass meine beiden Farbigen niemals hier oben gewesen waren und keine Ahnung vom richtigen Weg hatten. "Ihr zwei Esel," sagte ich, "da behauptet Ihr, Ihr kenntet Euch hier aus, aber ..." "Ach Doc," versetzte Jim, "natürlich kennen wir den rechten Weg, aber wir sind einen falschen heraufgefahren, einen, den wir nicht kennen. Es ist sehr schlimm, Doc." "Also fahrt weiter," befahl ich, "vielleicht kommen wir irgendwohin." "Natürlich, Doc, irgendwohin kommen wir gewiss."

Wir fuhren also weiter, und ein Trost waren die reizenden kleinen Virginia-Hirsche, die in dichten Rudeln auf den Lichtungen standen und uns neugierig betrachteten. Beständig tauchten wilde Tiere vor uns auf, aber sie verschwanden im Dickicht, wenn wir näher kamen, und einmal machte ein Luchs die Pferde scheu und wir wären ums Haar umgeworfen worden, wäre nicht Bob, der die Zügel handhabte, ein so guter und kaltblütiger Kutscher gewesen.

Plötzlich trat aus dem Gebüsch ein seltsamer Mensch und machte uns Zeichen, anzuhalten. Er trug eine lange Flinte, hatte glattes dunkles Haar, das offen über seine Schultern herabhing und war trotz der Hitze in einen Lederrock und ebensolche Hosen gekleidet. Natürlich folgten wir seiner Aufforderung und er trat, nachdem er den Hahn seiner Flinte gespannt hatte, an uns heran und fragte uns, wer wir seien und wohin wir wollten. Ich antwortete in meinem besten Englisch, ich suche nach Abkömmlingen der hessischen Soldaten, die ehemals bei Charlottesville aus der Kriegsgefangenschaft ausgebrochen seien, aber der Mann verstand kein Wort von dem, was ich sagte, und ich verstand ihn nur mit

grosser Mühe. Ich sprach "the King's English" und er sprach schottisch oder gälisch, was weiss ich. So musste einer meiner Schwarzen den Dolmetscher spielen und die Antwort war ein Kopfschütteln. Er habe nie etwas von Hessen gehört. Dann wollte er wissen, ob ich Waffen bei mir habe, und schliesslich trat er nahe an den Wagen heran und verlangte meinen Rock zu untersuchen, was ich ihm nicht abschlagen konnte, aber da ich keine Konterbande bei mir führte, war er zufrieden und gab den Weg frei.

"Was war denn das?" fragte ich meine beiden Farbigen. "Das, Doc," erklärte Bob, "das war ein Mondscheinbrenner. Der brennt Whisky beim Mondschein, daher kommt der Mondschenwhisky." Es dauerte keine halbe Stunde, als uns ein ähnlicher Kerl anhielt und ausfragte und unsere Kleidung visitierte. Dann kamen nacheinander noch fünf andere, und wenn ich sie nach der anglikanischen Mission fragte, antworteten sie, sie wüssten nicht, was das sei. Es war reiner Zufall, dass wir sie fanden. Es war ein Holzhaus in einem Garten und nur von zwei Damen im Alter von ungefähr dreissig Jahren bewohnt. Als wir anhielten, fegte ein riesiger schwarzer Hund aus der Haustür und hinter ihm erschien eine Frau, die ihn zur Ruhe verwies. Nachdem ich ihr das Schreiben des Bischofs überreicht hatte, empfing sie mich sehr herzlich, bat mich ins Haus zu kommen und Platz zu nehmen. Beide Damen erzählten mir, die Leute hier oben lebten ganz für sich, alles, was sie zum Leben nötig hätten, sei das Werk ihrer eigenen Hände, sie könnten weder lesen noch schreiben, nur mit grosser Mühe sei es gelungen, eine kleine Schar Kinder zusammenzubringen, um sie etwas zu lehren. Übrigens wüssten sie nichts davon, dass die Bewohner der zerstreuten Blockhütten Nachkommen von hessischen Soldaten seien, aber möglich sei es immerhin. Anfangs, als sie die Mission zuerst eröffnet hätten, hätten sie grosse Schwierigkeiten gehabt, denn die Bergbewohner hätten alles mögliche versucht, um sie wieder zu vertreiben. Sie hätten ihnen ihre Hühner und Enten geschlachtet, ihren Garten verwüstet, ihren Hund vergiftet, die Fensterscheiben eingeworfen, aber sie, die beiden Damen, hätten alles mit Stillschweigen beantwortet und nach und nach hätten die Schikanen aufgehört.

Die beiden Damen luden mich zum Mittagessen ein, das sie selbst zubereitet hatten, auch meinen beiden Farbigen richteten sie ein gutes Mahl her, das die beiden Schlingel gar nicht verdienten. Bei Tisch erzählten die lebenswürdigen Gastgeberinnen, wie schwierig und fast unmöglich es sei, die Bergbewohner zu anständigen Menschen zu erziehen. Anfangs ernteten sie nur Hohn und Spott

für ihre Bemühungen, aber nach und nach gelang es ihnen doch, eine Klasse von etlichen zwanzig Schülern zusammenzubringen, die sie die primitivsten Dinge lehren mussten. Dafür bekamen sie Streitigkeiten mit den Eltern, die nicht wollten, dass man ihren Kindern etwas beibringe, was sie nicht nötig hätten. Wozu brauchte man ihnen zu zeigen, wie sie sich rein halten, wie sie ihre Kleider ausbessern, wie sie sich waschen und kämmen sollten? Ich war erschüttert von allem, was sie mir erzählten. Das waren also die Nachkommen von Hessen, die vor anderthalb Jahrhunderten gelebt hatten! So tief konnte man sinken, wenn man sich loslöste von der zivilisierten Welt, von der Welt der Ordnung und des Anstandes! Jungen von zwölf Jahren laufen mit Flinten und Revolvern herum, geraten in Streit miteinander und schiessen einander tot, und unter den Mädchen gab es keine über zwölf Jahren, die nicht ihr erstes Kind gehabt hätte.

Die beiden Damen erzählten mir, wie sie einmal ihre Klasse nach Charlottesville mitgenommen hatten. Die Kinder glaubten, in ein Wunderland geraten zu sein. Nie vorher hatten sie eine Strassenbahn gesehen, nie eine Lokomotive, nie ein Schaufenster und nie die Waren oder Kleider, die dahinter ausgestellt waren. Die ganze Stadt war in Aufregung geraten, die Bewohner nahmen die Kinder zu sich in ihre Wohnungen, fütterten und beschenkten sie, und die Kinder waren entzückt von allem. Aber sobald sie wieder in ihren schmutzigen Blockhütten waren, spotteten sie über alles, was sie erlebt hatten, und verfielen dem alten sittenlosen Leben.

Als die Damen im Missionshaus mir diese Dinge erzählten, verlor ich beinahe den Mut. Aber ich war ins Gebirg heraufgekommen, um nach alten Hessen zu suchen, deshalb brach ich bald nach dem Mittagessen wieder auf und fuhr auf dem holperigen Wege tiefer in den Urwald hinein. Die erste Hütte, an die wir kamen, bereitete mir einen wenig aufmunternden Empfang. Ein Junge von ungefähr siebzehn Jahren richtete seine Flinte auf mich und fragte, was ich im Hause seines Vaters zu suchen habe. Ich sprach zu ihm über die alten Hessen, aber er verstand mich nicht. Er hatte nie etwas von Hessen gehört, er wusste auch nicht, woher seine Eltern stammten, er beantwortete meine Frage nach dem Namen des gegenwärtigen Präsidenten des Landes mit dem Namen Jackson, der vor mehr als hundert Jahren am Ruder gewesen war, und als ich ihn nach seinem eigenen Namen fragte, weigerte er sich, ihn zu nennen. Plötzlich hob er die Flinte und sagte, ich solle machen, dass ich fortkomme, sein Vater würde mich sofort kalt machen, weil ich nach seinem Namen gefragt hätte.

So fuhr ich weiter und hielt eine halbe Stunde später vor einem besser aussehenden Hause. Der Bewohner war ein breitschultriger Riese, der seine zweihundertfünfzig Pfund wiegen mochte. Auf meine Frage antwortete er, er wisse nicht, wer das sei, die Hessen, er selbst heiße Roberts und die Robertses stammten alle aus Wales. Seine Vorfahren seien mit Flora Macdonald in die Berge gekommen. Ich wisse doch, wer Flora Macdonald war? Vor dreihundert Jahren sei sie aus Schottland nach Amerika gekommen. Macdonalds gebe es mehrere in den Bergen und alle behaupteten, von Flora abzustammen. Es habe vielen Streit deshalb gegeben und sogar Tote, weil jede Familie behauptete, sie gehöre zum Clan Macdonald, zu dem auch die Flora gehörte.

Ich dankte dem dicken Mann für seine Auskunft und fuhr weiter. Es war so heiss, dass ich halt machen liess, wir labten uns an dem Wein, den ich mitgebracht hatte, und ruhten uns eine halbe Stunde aus. Nachher dauerte es lange, bis wir wieder an eine Hütte kamen. Es fing schon an dämmerig zu werden. Der Besitzer war ein Mann, den wir schon kannten, weil er einer von denen war, die uns unterwegs angehalten hatten. Er hatte uns schon vorher gesagt, dass er Dunbar heiße, er konnte also ebenfalls nicht von Hessen abstammen. Er fragte mich, ob ich eine Kanne Whisky haben wolle, er gebe sie billig ab, fügte aber hinzu, wenn ich ihn dem Sheriff, dem Hund, anzeige, wäre ich nicht mehr lange am Leben. Auch wenn der Sheriff ihn hängen liesse, würden andere Dunbars dafür Sorge tragen, dass ich erhalte, was ich verdiente. "Wenn's auf so etwas ankommt, da sind wir eine einzige grosse Familie." "Ich habe gehört, es gäbe viele Familienfehden bei Ihnen," versetzte ich. "In Familien wird sich überall gestritten, das gehört dazu," gab er zur Antwort.

Nicht lange nachher klopfte ich an einem vernachlässigten Hause an. Der Eigentümer war abwesend, seine Frau begrüßte mich ungewöhnlich herzlich und ich fragte sie, ob ich die Nacht über Quartier bei ihr beziehen könne. Das Haus besass nur einen einzigen Raum, der Boden wimmelte von Kindern und Hunden. Ja, ich könne hier schlafen, antwortete die Frau. Ich fragte sie gar nicht, wie sie heiße, ich hatte bereits genug von den vielen Schotten. Sie sprach von ihrem Manne als vom Douglas, ich wusste nicht, ob es ein Vorname oder ein Familienname war. Aber einerlei, es bewies, dass auch diese Familie von Schotten abstammte. Ich ging hinaus, liess die Pferde ausspannen und befahl meinen Farbigen, abwechselnd Wache zu halten. Der eine mochte im Buggy schlafen, der andere sollte ein wachsames Auge auf die Pferde haben. Ich ver-

brachte die Nacht ausgestreckt auf dem Fussboden zwischen Kindern, Hunden und zwei erwachsenen Töchtern, die mich nicht zum Schlaf kommen liessen, weil es ihnen Spass machte, sich dicht an mich heranzuschieben, mich am Haar zu zupfen, in die Rippen zu stossen und mir Dinge ins Ohr zu flüstern, die ich nicht verstand.

Ganz früh stand ich auf und ging hinaus, um nach den Pferden zu sehen. Meine Schwarzen lagen gemeinsam im Buggy und schliefen glücklich und zufrieden, sie sahen wie zwei unschuldige Engel aus. Aber das ging mir doch gegen den Strich. Ich schüttelte sie wach, es dauerte eine ganze Weile, bis sie ihre Glotzaugen offen hatten. "Ihr Taugenichtse!" schrie ich, "was bildet Ihr Euch denn ein? Auf die Pferde sollt Ihr achtgeben, stattdessen liegt Ihr im Wagen und schnarcht, dass man's auf fünf Meilen in der Runde hört! Habt Ihr den Jaguar gesehen, der um die Pferde herumgestrichen ist und sich eins mitnehmen wollte?" "Natürlich, Doc, natürlich haben wir ihn gesehen, aber er hat den Schwanz eingezogen und ist davongelaufen, weil wir zwei so laut geschnarcht haben. Das ist die Wahrheit, Doc."

Die beiden Tagediebe gingen daran, Kaffee zu kochen und das Frühstück zurecht zu machen. Jim, der eine lange Latte war, bewegte sich so langsam, dass wir vorm Nachmittag kaum etwas zu essen bekommen würden, wenn Bob nicht zugriffe. "Sag' einmal, Jim," redete ich den Schwarzen an, "gibt es etwas auf der Welt, was bei Dir schnell geht?" "Natürlich, Doc," antwortete Jim, "ich werde sehr schnell müde."

Der Morgen war wieder herrlich, er entschädigte mich für die Enttäuschungen, die der vergangene Tag mir gebracht hatte. Sollte ich noch weiter nach Hessen suchen, wo ich immer nur Schotten fand? Ich sah nach meiner Uhr, es war etwas nach sechs, wenn wir tapfer darauflosfahren, konnten wir zum Mittagessen in Monroe Hill sein. Ich gab der Wirtin fünf Dollar für die Gastfreundschaft, die sie mir gewährt hatte, obwohl ich die ganze Nacht von ihren beiden Töchtern, diesen Canaillen, gequält worden war und kein Auge geschlossen hatte. Immerhin wusste ich jetzt, dass der Rauch, den ich über den Bäumen gesehen hatte, kein hessischer, sondern ein schottischer war.

Wir waren nicht ganz sicher, welchen Weg wir einschlagen mussten, um wieder ins Tal hinunterzugelangen, als nochmals eine Hütte vor uns auftauchte, die aber von so dichtem Gebüsch umgeben war, dass man sie kaum bemerkte.

"Doc, ich geh' hin und frage nach," sagte Jim. Er setzte einen Fuss vor den anderen und wir warteten auf die Antwort, aber er kam nicht wieder und ich fürchtete schon, es sei ihm etwas zugestossen. Wer wusste denn, wer in der Hütte wohnte? "Geh' hin," sagte ich zu Bob, "sieh nach, warum Jim auf sich warten lässt." Bob verschwand im Hoftor, das sich hinter ihm schloss, aber er kam ebenfalls nicht wieder. Ich war in ziemlicher Verlegenheit. Ich fühlte, dass ich die Pferde nicht im Stich lassen durfte; der wilden Tiere wegen, die sich überall zeigten, waren sie sehr nervös. Einmal hörte ich Jim laut lachen, aber er liess sich nicht blicken. Endlich trat er aus der Tür und kam gemütlich grinsend auf mich zu. "Doc," sagte er, "wir haben einen! Wir haben einen!" "Wen habt Ihr?" fragte ich ungeduldig. "Einen Hessen, einen Hessen! Wahrhaftig! Er liegt drin' auf dem Sofa und schnarcht, dass der Fussboden wackelt. Die beiden Mädchen, denen das Haus gehört, sagen, er hat ihnen oft von Hessen gesprochen." "Rede keinen Unsinn," versetzte ich, "hier gibt es keine Hessen." "Doch, doch, doch, doch, doch, Doc!" "Also bleib' hier und gib auf die Pferde acht," antwortete ich und reicht Jim die Zügel. Ohne anzuklopfen, trat ich ins Haus. Es sah ordentlich aus, man merkte, dass weibliche Wesen hier schalteten und warteten. Die Zimmertür stand weit offen und Bob sass auf dem Schoss eines rothaarigen, vierschrotigen Mädchens von ungefähr dreissig Jahren, das ihn unter dem Kinn kitzelte und sich dabei vor Lachen krümmte. Auf dem Tisch stand eine halbgeleerte Whiskyflasche.

"Bob," sagte ich, "schämst Du Dich nicht?" "Da, sieh mal da," stammelte Bob und deutete nach dem Sofa, auf dem ein Mann mit einem schwarzen Bart lag und schlief. "Ho, Mister," rief Bob, "wach' auf, Du Faultier. Siehst Du nicht, dass wir Besuch haben?" Der Schläfer riss die Augen auf, gähnte und sah sich um. "How do?" sagte er. Die andere Frau, die bis jetzt den Mund nicht aufgetan hatte, stellte eine neue Flasche Whisky auf den Tisch und ein Glas Wasser daneben. "Schenken Sie sich ein, Mister," sagte sie. "Was sagen mir meine Leute?" wandte ich mich auf Deutsch an den Mann, der sich inzwischen aufgesetzt hatte, "sind Sie wirklich ein Hesse?" "Yes, sure," antwortete er. "Woher kommen Sie denn?" fragte ich weiter. "Aus Stumpertenrod im Vogelsberg. Und Sie?" "Aus Giessen." "Ach, aus Giesse? Da hab' ich gearbeitet, beim Schuhmacher Benner in der Juddegass'. Mir hat's gut dort gefalle. You know, da war das Käthche Benner ..." "Dann sind Sie Schuhmacher?" "No, no. Der Benner hat mich gelernt, awwer Schuhmacher hat heut' keine Schanzen, wo die Leut' all

fertige Schuh' im Store kaufe. So, so, Sie sein auch von Giesse? Kenne' Se' die 'Zozelsgass' ? Da hab' ich gewohnt." "Die Judengasse hat jetzt einen anderen Namen," sagte ich, "der alte war den Giessenern nicht vornehm genug." "Die Giessener un' vornehm," murmelte der Mann und lachte, lauter Eingebildete ..." "Ja, eingebildet sind sie schon," erwiderte ich. "Gibt's dann noch die Gass' ... warte' Se' mal, wie tut sie sich heisse? Die, wo vom Seltersweg in die Löwegass' führt ..." "Des Teufels Lustgärtchen," antwortete ich, "ja, das gibt's noch." "Des is' die einzig' Gass', die wo ich gern gehabt hab', die un' die 'Zozelsgass', wo's immer so still war." "Ja, warum sind Sie denn nicht in Giessen geblieben," fragte ich, "es hat Ihnen dort doch gefallen?" "Das Kätche' Benner, die wo mit mir e' Zeitlang gegange' is', die hat net gewollt, dass ich ins 'Teufels Lustgärtche' geh', weil's geglaubt hat, ich heft' noch e' anneres Mädche dort, da hammer sich gestritte' und da hab' ich mich geärgert und bin nach Frankfurt gemacht und hab' dort gearbeitet', dann bin ich mit mei'm Bruder hierher nach Amerika gekomme'. Zuerst war ich Strasse'kehrer in New York, aber da war ich immer mit Italiens zusamme', die hawwe' all' Revolver in de' Tasch' un' schnattern wie e' Herd' Gäns'. Da bin ich mit mei'm Bruder nach Richmond gereist, da hammer e' Schreinerei aufgemacht, aber die Arbeit war mir zu schwer un' ich bin in's Whiskygeschäft gegange'."

"Sagen Sie einmal, ich suche nach Hessen hier im Gebirg. Kennen Sie die Leute, die hier wohnen?" "Natierlich kenn' ich die. Ich kenn' all' die Häuser. Da seie ka' Hesse net, da seie Scotchmen und solch' e' Zeug." "Und jetzt sind Sie Whiskybrenner?" "No, no," rief der Mann und machte ein wütendes Gesicht, "ich bin kein Whiskybrenner net, ich verkauf' auch kein Whisky, ich nehm' nur die Beställunge' dafür an und die bring' ich hier herauf." Er geriet in ziemliche Aufregung: "Wann gehe' Sie wieder nach Giesse?" fragte er. Ich zuckte die Schultern. "Vielleicht in einem Jahr," gab ich zur Antwort. Da wischte er sich plötzlich ein paar Tränen aus den Augen und sagte: "Dann grüsse Se die Stadt von mir. Es war doch scheener dort als wie hier." "Es soll geschehen," antwortete ich, zog meine Börse und legte ein paar Dollar auf den Tisch. Dann nahm ich Bob am Kragen und stiess in vor mir her zur Tür hinaus. "Die Hessen," stöhnte er, "die Hessen!"

Die Fahrt bergabwärts ging rascher vonstatten als die Fahrt bergaufwärts. Ich hatte Bob den Rücksitz im Buggy angewiesen, auf dem ganzen Wege sang er: "Nobody knows the trouble I've seen, Glory, glory halleluja!" Ich glaube, ich

hätte ihn noch umgebracht, wären wir nicht kurz nach elf Uhr vor Monroe Hill angekommen. Ich lohnte meine zwei Begleiter ab und befahl ihnen, Wagen und Pferde an den Verleiher zurückzubringen.

Die gesamte Einwohnerschaft von Monroe Hill befand sich in der Kirche. Vor dem Hause sassen nur drei Professoren, sie hatten ihre Schaukelstühle auf das Gras gestellt, schaukelten sich und machten gelangweilte Gesichter. Ich war ganz steif von der langen Fahrt und setzte mich zu ihnen. "Na, wie ist's denn gewesen? Haben Sie Ihre Landsleute gefunden?" fragte einer. Ich erzählte, es gäbe keine Nachkommen von Hessen oben im Gebirge, es seien einfach Schotten und ein paar Walliser. Da sagte Professor Dabney, der den Lehrstuhl für amerikanische Geschichte innehatte: "Vielleicht gibt es ein paar Abkömmlinge von Braunschweigern dort oben. Die Regimenter, die bei Saratoga in amerikanische Gefangenschaft gerieten, waren Braunschweiger. Hessen sind keine darunter gewesen, wohl aber Anhalter, Waldecker und Ansbacher, aber die ungebildeten Leute und viele andere nennen heute noch alle ehemals von deutschen Fürsten den Engländern verpachteten Soldaten Hessen, weil die ersten aus Hessen-Kassel stammten." "So, da krieche ich oben in den Bergen herum," entgegnete ich, "und suche nach Hessen, die aber Braunschweiger waren und dann gar keine Braunschweiger sind, sondern Schotten und Walliser. Ich bin froh, dass wenigstens der Kommandeur, General von Riedesel, ein Hesse gewesen ist. Er stammte aus Lauterbach, gar nicht weit von meiner Vaterstadt." "Der Reidesel? Ja, der war hier in Gefangenschaft, das stimmt. Wir haben noch alte Briefe in der Universitätsbibliothek, in denen er sehr gelobt wird. Bei unseren Vorfahren hat er sich sehr beliebt gemacht. Sie konnten ihm nicht gram sein, weil sie wussten, dass der Herzog von Braunschweig ihn gezwungen hatte, vier Regimenter hierher zu bringen und zu befehligen." "Ja, er war ein Hesse von echtem Schrot und Korn," sagte ich. "Die Engländer haben eine ihrer kanadischen Provinzen ihm zu Ehren 'Neu-Braunschweig' genannt." "Aber den Namen 'Hessen' für seine Soldaten, den können Sie nicht mehr ausrotten. Die heissen alle miteinander Hessen, auch wenn sie keine waren. Seien Sie stolz darauf, lieber Kollege, kein Mensch wüsste hier etwas von Hessen, wenn es anders wäre, aber so ist es weltberühmt geworden!" "Ja," antwortete ich, "das ist auch, was es verdient. Denn Hessen ist ein sehr schönes Land."

Georg Edward

Georg Edward

**Vortrag über das Alter und den Zufall -- Was bedeutete der
Zufall in meinem langen Leben ?**

In Schopenhauers "Aphorismen" liest man den Satz: "Im späteren Alter erregt jeder verlebte Tag eine Empfindung, welche der verwandt ist, die bei jedem Schritt ein zum Hochgericht geführter Delinquent hat." Schopenhauer, der bekanntlich grosse Angst vor dem Alter und noch mehr Angst vor dem Sterben hatte, behauptete, das Leben stelle sich vom Standpunkt des Alters aus als eine sehr kurze Vergangenheit dar. Man müsse alt geworden sein, also lange gelebt haben, um zu erkennen, wie kurz das Leben sei.

Meine Damen und Herren! Nun bin ich aber zwanzig Jahre älter, als der Philosoph zur Zeit seines Todes war, und ich darf sagen, dass ich nicht entfernt die Empfindung habe, dass mein Leben nur ein kurzes gewesen sei. Und wenn auch das Alter allerlei Nachteile mit sich bringt, bietet es doch genug Schönes, was es erträglich macht. Vor allen Dingen aber besitzt ein langes Leben die Eigenschaft, dass es uns mit einem reichen Schatz an Erinnerungen beschenkt und uns die Bedeutung unseres Schicksals übersehen lässt, was uns in jüngeren Jahren so nicht möglich wäre. Wir verstehen dann vieles, was wir andernfalls nicht verstehen könnten. Im Gegenteil brauchte ich ein sehr langes Leben, um mich eines reichen Schatzes von Erinnerungen zu erfreuen und die Bedeutung meines Schicksals übersehen zu können. Wenn wir uns dann klar darüber werden, wie vieles in unserem Leben Zufall gewesen ist und wie die Fäden des Zufalls miteinander versponnen worden sind, wird uns das Herz warm und wir erleben eine ganz besondere Freude und neue Sensation. Gewöhnlich hegen wir allerdings den Glauben, dass alles, was wir tun, unserem Geiste entspringe und wir verantwortlich dafür seien. Aber wenn wir genauer hinsehen, erkennen wir, dass bei allem, was wir vollbringen, indirekt der Zufall eine nicht geringe, keine unbedeutende Rolle spielt. Ich muss gestehen, dass es in meinem Leben unendlich viele Zufälle gegeben hat. Vielleicht ist es bei anderen Menschen ebenso, nur werden sie nicht alt genug, um es zu erkennen. Übrigens lässt

Lessing in seiner "Emilia Galotti" die Orsina sagen, das Wort Zufall sei eine Gotteslästerung und nichts unter der Sonne sei Zufall. Aber Lessing war erst etwas über vierzig Jahre alt, als er sein berühmtes Trauerspiel schrieb, deshalb konnte er nicht auf eine so lange Lebenszeit zurückblicken wie ein Mensch höheren Alters. Nebenbei will ich bemerken, dass schon viele Philosophen des In- und Auslandes sich über den Zufall die Köpfe zerbrochen haben, aber es ist nicht viel dabei herausgekommen.

Ich erlaube mir, Ihnen ein paar Ereignisse aus meinem Leben zu erzählen, um Ihnen zu zeigen und verständlich zu machen, was ich unter Zufall verstehe und warum ich glaube, dass man ein hohes Alter erreichen muss, um die verschlungenen Wege des Zufalls und seine Tätigkeit zu erkennen.

Als ich zweiundzwanzig Jahre alt war, reiste ich als Korrespondent für mehrere grosse deutsche Zeitungen nach Amerika, um Berichte über die Chicagoer Weltausstellung zu schreiben. Natürlich musste ich Englisch verstehen und wirklich verstand ich es ohne weiteres, und hatte nicht die geringste Mühe es zu sprechen, als ob ich mein ganzes Leben nie etwas anderes gesprochen hätte. Der Zufall hatte nämlich gewollt, dass ich mich als fünfzehnjähriger Gymnasiast in eine sehr kluge junge Engländerin verliebt gehabt hatte, die mich während der Zeit unserer gegenseitigen Zuneigung, die sieben Jahre währte, ihre Heimatsprache lehrte, und zwar so richtig und erfolgreich, dass ich besonders nicht nur die nicht leichte Aussprache spielend lernte, sondern auch die meisten und wichtigsten englischen Idiome. Sie hatte mir englische Bücher geliehen, ich hatte mir ein englisches Wörterbuch und eine dazu gehörende englische Grammatik gekauft, aber ich las und übersetzte nicht nur englische Prosa, sondern auch Poesie und schrieb selbst viele Verse für sie, auch wenn sie noch so anspruchslos fabriziert waren. Ich übertrug Balladen und lyrische Gedichte von Robert Burns, Hogg, Tannahill, Sir Walter Scott, Byron und anderer englischer und schottischer Dichter in deutsche Reime, und solche Gedichte wie Thomas Hoods "Lied vom Hemd" wurden sogar neben weiteren meiner Übersetzungen, besonders von Volksballaden, im "Magazin für Litteratur" und anderen massgebenden Zeitschriften veröffentlicht.

Meine unvergessliche Freundin lehrte mich auch, unter allen Umständen darauf loszureden, sollte ich das Englische jemals nötig haben, es sei gleichgültig, ob ich Fehler mache oder nicht, ausserdem solle ich ruhig andere Wörter

gebrauchen, wenn mir die richtigen nicht einfallen sollten. Ich habe später beispielsweise, als mir gerade das englische Wort für "Hahn" entfallen war, kurzerhand vom "Gaffen eines Huhns" gesprochen, was auch von jedermann sofort verstanden wurde, und ich hätte auch zum "Baby einer Kuh" meine Zuflucht genommen, wenn ich in meinem Kopfe vergebens nach dem englischen Wort für "Kalb" hätte suchen müssen.

Ich war natürlich sehr stolz darauf, dass bei meiner Jugend Übersetzungen aus meiner Feder in solch massgebenden und bedeutenden Zeitschriften wie dem "Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" und der "Deutschen Dichtung" veröffentlicht wurden und ich prahlte damit vor meinen Mitschülern, was zur Folge hatte, dass meine Lehrer es erfuhren, mich empört zur Rede stellten und nach Möglichkeit zu demütigen suchten, mir das Leben zur Hölle machten. Als einer von ihnen mich eines Tages einen "Strolch" nannte, war ich so empört, dass ich meine Bücher nahm und die Klasse verliess. Mein Vater, der sich ebenfalls über die mir angetane Beleidigung ärgerte, nahm mich sofort aus der Schule und schickte mich auf das Gymnasium in Mainz, wo die Lehrer, die sämtlich freundliche ältere Männer waren, mich verwöhnten, nachdem ich am Geburtstag eines von ihnen einen von mir verfassten Prolog vorgetragen hatte, der nachher die Runde beim gesamten Lehrerkollegium machte und mir allgemeines Lob und Aufmunterung eintrug. So war mir auch hier der Zufall zu Hilfe gekommen und hatte mir den Weg geebnet, den ich nachher erfolgreich gehen sollte.

Als ich Jahre später mit blutendem Herzen nach Amerika reiste -- meine englische Freundin, die behauptet hatte, sie liebe mich, hatte einen Anderen geheiratet -- aber so war es bei allen, die mich liebten: sie heirateten immer einen Anderen. Als ich in Amerika ankam, fühlte ich mich gleich zu Hause, weil die Sprache mir keine Schwierigkeiten bereitete, und das war doch nur die Folge davon, dass der Zufall dafür sorgte, dass ich mein Herz an eine Engländerin verloren hatte. Aber viel wichtiger und verhängnisvoller waren die Folgen einer Begegnung mit einer Dame, die ich nicht kannte, die mich aber zufällig eines Tages in dem Restaurant, in dem ich gewöhnlich meine Mahlzeiten einnahm, ansprach und mich zu einer "musikalischen Abendunterhaltung" in ihre Wohnung einlud: da ich sicherlich musikalisch sei, glaube sie, dass es mir gefallen werde. Damit gab sie mir ihre Karte, auf der ein französischer Name stand.

Am folgenden Abend begab ich mich in ihre Wohnung, die aus hübsch ausgestatteten Zimmern bestand, in deren jedem sich ein Flügel befand und allerlei musikalische Instrumente umherlagen. Ich begriff bald genug, dass ich mich in einer Musikschule befand. Die Vorführungen der verschiedenen Schüler und Schülerinnen machten mir Spass und viel Vergnügen, denn alle spielten tadellos und sehr richtig, aber ausnahmslos ohne einen Funken Gefühl und Empfindung. Nach Absolvierung des Programms wurde Tee, Gefrorenes und Gebäck her-umgereicht, und bei dieser Gelegenheit wurde ich einer Dame vorgestellt, die mir erzählte, ihre Tochter besuche die in der Nachbarstadt Evanston befindliche Universität und studiere Germanistik. Ihr Lehrer sei ein Amerikaner aus Connecticut, er schwärme für die deutsche Sprache und Literatur und überhaupt die deutsche Kultur. Er würde sich sicher freuen, mich kennen zu lernen.

Ein paar Tage später lernte ich ihn, den Ordinarius der Deutschen Fakultät der Northwestern Universität, kennen. Er war mir vom ersten Augenblick an sympathisch und ich merkte bald, dass ich es mit einem vorzüglichen Kenner alles Deutschen zu tun hatte. Sein Name, der auch in Deutschland bekannt geworden ist, war James Taft Hatfield.

Er besuchte mich zwei Tage nach unserem ersten Zusammentreffen, kam dann öfters und öfters, brachte Arbeiten, die er in deutscher Sprache verfasst hatte, die ich für ihn korrigierte. Nicht lange nachher lud er mich ein, allgemein verständliche Vorträge vor seinen Studenten und allen Leuten, die sich dafür interessieren mochten, zu halten. Ich hielt also eine Menge solcher Vorträge, etwa über Heinrich von Kleist, Theodor Fontane, Conrad Ferdinand Meyer, Franz von Baader, das deutsche Märchen, Georg Büchner, Walter von der Vogelweide, Gottfried von Strassburg, Richard Leander, Stefan George, Hugo von Hofmannsthal u.s.w. -- es war eine lange Reihe derartiger Vorträge, die sich über mehrere Jahre erstreckten und teils auch gedruckt wurden.

Während dieser Jahre versuchte Professor Hatfield wieder und wieder mich zu bereden, meine Korrespondenzen für deutsche Zeitungen an den Nagel zu hängen und in die Northwestern Universität einzutreten. Aber dazu hatte ich keine Lust. Eines Nachts kam er jedoch noch spät in ziemlicher Aufregung zu mir, um mich zu bitten, ein paar Tage lang Vorlesungen für einen seiner Kollegen zu übernehmen, der einen Schlaganfall erlitten hatte. Es handele sich nur um ein paar Tage und er bitte mich dringend, ihn nicht im Stich zu lassen. Er

hatte den ausgearbeiteten Text und die sonstigen nötigen Papiere für die nächste Vorlesung mitgebracht und nach einigem Zögern fühlte ich, dass es meine Freundespflicht war, seinem Wunsche nachzukommen. So begann ich am nächsten Morgen in der Universität zu dozieren und setzte diese Arbeit auch fort, als der Professor, den ich vertreten sollte, am nächsten Tage gestorben war.

Fünf Monate später, am Ende des Semesters, bot die Verwaltung der Universität mir eine Stellung als Dozent an, die ich nun gerne annahm, da mir die Arbeit jetzt doch viele Freude bereitete. Ich habe dann neunzehn Jahre an der Universität gelehrt, rückte zum Assistant Professor und später zum Associate Professor auf, erhielt mehrere Rufe an andere Universitäten, weigerte mich aber, meine erste Stellung zu verlassen, da ich wusste, wie nötig ich meinen Kollegen war, -- ich war der einzige wirkliche Deutsche der gesamten Fakultät. Das war aber auch der Grund, weshalb ich am Ende mein Amt niederlegen musste, was ich mit betrübtem Herzen, aber ohne Verbitterung tat, da ich wusste, dass der Druck der öffentlichen Meinung der Universität keinen anderen Ausweg liess, als mich zu entlassen.

Die vier Jahre des Ersten Weltkriegs waren eine schwere Prüfung für mich gewesen, obwohl mich niemals jemand beleidigte und nur wenige Menschen mich ihre Abneigung fühlen liessen. Ich habe vom Anfang bis zum Ende des Krieges unangefochten gelehrt, aber schliesslich fiel ich dem Hass gegen alles Deutsche, der eine schreckliche Wildheit angenommen hatte, zum Opfer. Die Hetze wurde hauptsächlich von der Tagespresse veranstaltet, aber erst als im April 1918 eine politische Versammlung einen wütenden Angriff auf die Universität machte, weil sie einen Deutschen unter ihren Professoren duldete, brach der Sturm los und die öffentliche Meinung verlangte unter Drohungen meine Entlassung. So legte ich mein Amt nieder, das ich durch einen Zufall erhalten hatte: durch die Bekanntschaft einer mir gänzlich unbekanntem Dame, die mich zu einer "musikalischen Abendunterhaltung" einlud.

Aber alles das war nichts im Vergleich zu dem Zufall, dass der amerikanische Dichter und Schriftsteller Edgar Allan Poe im Jahre 1809 gestorben war und die Staatsuniversität von Virginien hundert Jahre später eine grosse Feier veranstaltete, weil er kurze Zeit diese Universität besucht hatte. Da ich einmal einen Essay über eine neue Gesamtausgabe der Werke Poes in der wissen-

schaftlichen Beilage zur "Münchener Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht hatte, ersuchte mich die Universität, bei der Feier einen Vortrag über die Wertschätzung des Dichters in Deutschland zu halten, der mit der Edgar-Allan-Poe-Medaille honoriert wurde. Das führte dann dazu, dass dieselbe Universität mir anbot, sechs Wochen lang im Sommer bei den Ferienkursen Vorlesungen zu halten, worauf ich, entzückt von der Schönheit der Gegend und der Liebenswürdigkeit der Menschen, gerne einging. Im dritten oder vierten Sommer meiner Vorlesungen traf ich eine junge Dame, die hier bei Bekannten in Charlottesville zu Besuch war und in die ich mich sterblich verliebte, obwohl sie erst dreiundzwanzig Jahre alt war und ich bereits vierzig. Ich heiratete sie, wenn ich auch niemals Lust gehabt hatte, meine Freiheit und Unabhängigkeit einer Frau wegen aufzugeben. Es ist absolut sicher, dass Poe schuld daran war, dass ich eine Frau fand. Denn hätte er keine Gedichte und Erzählungen geschrieben, hätte die Universität ihn nicht weiter beachtet, hätte keine Feier zu seinen Ehren veranstaltet, bei der ich einen Vortrag hielt, dann hätte man mich niemals aufgefordert, Vorlesungen während der Ferienkurse zu halten. Es lässt sich also nicht leugnen, dass Poe schuld daran war, dass ich mich verheiratete.

Nach meiner Entlassung aus der Northwestern Universität stand ich ziemlich hilflos da. Wenn ich nicht verheiratet gewesen wäre, hätte ich mir keine Sorgen gemacht. Aber als Deutscher hatte ich keine Aussicht, irgend eine Arbeit zu finden, auch selbst dann nicht, als es einige Wochen später zum Waffenstillstand kam. Denn nun wurde die Hetze gegen alles Deutsche schlimmer als vorher. Man ärgerte sich, dass der Krieg schon zu Ende war, da man den Frieden erst in vier oder fünf Jahren erwartet und dementsprechend spekuliert hatte. Da blieb mir nichts anderes übrig, als meine Angelegenheiten zu ordnen und mit meiner Frau nach dem Süden zu meinen Schwiegereltern zu reisen. Die Behörden hatten mein Bankkonto schon Monate vorher auf Drängen ihrer britischen Bundesgenossen gesperrt und ich hatte nur noch die Gehälter der letzten Monate, die ich zu Hause aufbewahrt hatte, und ich wusste natürlich, dass sie nicht lange vorhalten würden.

Im Süden hätte ich mich sehr wohl gefühlt, wenn nicht das furchtbare Schicksal Deutschlands wie eine drohende Wolke über mir gehängt hätte. Da ich nichts anderes zu tun hatte, badete ich jeden Tag im Meere und machte lange Spaziergänge in die prachtvolle Umgebung. Der Süden gefiel mir mit jedem Tag besser und ich dachte schon daran, mir eine neue Stellung -- etwa an

einer südlichen Universität -- zu suchen, als der Zufall wollte, dass ich an Malaria erkrankte und einsah, dass das subtropische Klima nichts für mich war. Ich kehrte deshalb nach dem Norden zurück, wo zufällig ein vielfacher Millionär nach einem Verwalter für seine wertvolle Bibliothek suchte und zufällig von meiner Rückkehr nach Evanston erfuhr. Da er der Aufsichtsbehörde der Northwestern Universität angehörte, kannte er mich schon seit längerer Zeit. Ich blieb zwölf Jahre lang bei ihm, wurde vorzüglich bezahlt und war mein eigener Herr. Allmählich schüttelte ich die Folgen der Malaria von mir ab, aber während dieser Zeit starb meine Frau, sodass ich mich in Amerika vereinsamer fühlte als je vorher.

Ich kehrte deshalb nach Deutschland zurück und hier erlebte ich den grössten und verhängnisvollsten Zufall meines Lebens. Wäre ich wie andere vernünftige Menschen mit sechzig oder siebzig Jahren gestorben, dann hätte es keinen Zufall mehr für mich geben können. Ich besass aber in meiner Vaterstadt zwei oder drei Bauplätze, die verpachtet waren und ungefähr soviel abwarfen, wie die Steuern ausmachten. Ich kümmerte mich auch kaum darum, da meldete sich, als ich einundneunzig Jahre alt war, die Universität meiner Vaterstadt und machte Ansprüche auf die Bauplätze, die sie für allerlei Zwecke nötig hatte. Sie erstand einen Teil davon und mit dem Geld, das ich unerwarteter Weise erhielt, konnte ich noch vor meinem Tod einen Lieblingsplan verwirklichen und ein kleines Buch für meine Freunde als Privatdruck herausgeben. Mit mehr als neunzig Jahren hätte ich jetzt ausserdem genug Geld gehabt, um eine Reise nach den Molukken zu machen, nach denen ich mich immer gesehnt hatte. Aber von solchen abenteuerlichen Plänen sah ich am Ende doch ab, denn woher konnte ich wissen, ob nicht ein Zufall dafür sorgen würde, dass ich aus einem Flugzeug herausfiel oder auf einem Dampfer über Bord gespült würde oder sonstwie ums Leben käme. Ich hatte wirklich genug Erfahrung mit richtigen Zufällen gemacht.

15. November 1961

Georg Edward



Porträtphoto des 98-jährigen Poeten